



# SURPRISE

Migration

## Nicht leistungsfähig

Eugenia Kowalska wurde als Kind  
in die Schweiz geholt. Nun  
will man sie wieder wegschicken.

Seite 8

Armutsmonitoring,  
Teil 3



**SURPRISE  
WIRKT**

Auf ihrem Sozialen Stadtrundgang durch Basel berichtet **Danica Graf** von ihrem Weg in die Armut durch Missbrauch und Gewalt – und welche Wege es aus der Gewaltspirale gibt.

*Buchen Sie einen Sozialen Stadtrundgang in Basel, Bern oder Zürich.*



# Immer selbst schuld

Es gibt kaum ein Wort, das die Schweiz besser charakterisiert als der Begriff Eigenverantwortung. Zwar ist der Schweizer Staat **ein Sozialstaat, doch er steht im ständigen Abwehrkampf** gegen das individuelle sowie gesellschaftliche Profitdenken und eine tief verwurzelte Unsolidarität. Kein Wunder, lautet ein allgegenwärtiges Mantra: Wer will, kann auch.

Sei es in Debatten über den Arbeitsmarkt und das Gesundheitswesen, über Minderheitenrechte und Migration, überall schwingt die Frage mit: **Warum sollen die, denen es gut geht, denen helfen, die es «einfach weniger gut getroffen haben»?** Man hatte es selbst schliesslich auch mal schlechter (die Grosseltern können sich noch erinnern), und man habe sich ja auch aufgerafft (auf wessen Kosten und mit wessen Gold und Geld ist so ein unangenehmes Thema, das blenden wir lieber grad aus). Warum sollten andere es denn besser haben?

In diesem Denken werden Sozialleistungen unter Mitleid verbucht, weshalb sich viele Betroffene auch für diese Geldtransfers schämen. Angeblich könnten sie doch, wenn sie denn nur wollten. **Was fehlt ihnen denn?** Ach, Eigenverantwortung. Strukturelle Ursachen für Armut? Quatsch.

Nicht zufällig durchdringt auch den Umgang des Sozialstaates mit denen, die seine Hilfe benötigen, eine Haltung und Sprache, die kalt und unmenschlich die Verantwortung für Armut, Aufenthaltsstatus, gesundheitliches Leiden oder Misserfolg einzig beim Individuum verortet. Besonders im Migrationsbereich wird **immer dann extra viel Eigenverantwortung verlangt, wenn eines fehlt: Geld.** Und es ist nicht nur die Gesetzgebung, die oft harsch ist, es ist auch eine Frage der Umsetzung. Dies zeigt die Geschichte von Eugenia Kowalska, **ab Seite 8.**

SARA WINTER SAYILIR  
Redaktorin



4 Aufgelesen	7 Moumouni antwortet <b>Wie sollen wir lieben?</b>	20 Armut <b>Viel Arbeit für zu wenig Geld</b>	26 Veranstaltungen
5 Na? Gut! <b>Workshops zu Männlichkeit</b>	8 Migration <b>Wegweisung wegen Sozialhilfe</b>		27 Randnotizen <b>Am Chuchitisch</b>
5 Fokus <b>30000 Tassen Solidarität</b>	16 Einsamkeit <b>Ein älterer Mann erzählt</b>		28 SurPlus Positive Firmen
6 Verkäufer*innenkolumne <b>Mein Freund Lien</b>	19 <b>Was die Forschung dazu sagt</b>	24 Literatur <b>Wo gehöre ich hin?</b>	29 Wir alle sind Surprise Impressum Surprise abonnieren
		25 Experimentalfilm <b>Ein Arbeitstag in Echtzeit</b>	30 Surprise-Porträt <b>«Ich habe Sehprobleme als Nebenwirkung»</b>

## Aufgelesen

News aus den über 90 Strassenzeitungen und -magazinen in 35 Ländern, die zum internationalen Netzwerk der Strassenzeitungen INSP gehören.

International  
Network of  
Street Papers

## Misstrauen gegen Zählung

Im Januar liessen das italienische Statistikamt und der italienische Verband der Organisationen für Obdachlose in **14 italienischen Grossstädten** erheben, wie viele Menschen von Obdachlosigkeit betroffen sind – und wie es ihnen geht. «**Tutti Contano**» nannten sie die Aktion, «**jeder zählt.**» Der Journalist Daniele Bresciani schreibt über seine Eindrücke als Befrager in Mailand: «Wir fragen behutsam, ob jemand bereit ist, unsere Fragen zu beantworten. Viele sagen ab – vielleicht aus **Vorsicht oder Gleichgültigkeit**, aber höchstwahrscheinlich aus **Misstrauen**. Wenn Menschen ums Überleben kämpfen, ist es unglaublich schwer, sie davon zu überzeugen, dass unsere Fragen tatsächlich zu Hilfe, Unterstützung oder einer Unterkunft führen könnten.»

**scarp**  
de tennis

SCARP DE TENIS, MAILAND, MÄRZ 2026

BILDER: SANDRO ARIU, FEDERICA DE ANGELI



## Noch immer weniger Lohn für Frauen

Die Verdienstlücke zwischen Männern und Frauen in Deutschland ist nach Zahlen des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit (IAB) kleiner geworden. Vollzeitbeschäftigte Frauen erhielten 2024 im Schnitt 17,2 Prozent weniger Lohn und Gehalt. Der sogenannte Gender Pay Gap sei seit 2019 um 3,2 Prozentpunkte zurückgegangen. Regional ist die Entwicklung sehr unterschiedlich. In 15 von 400 Landkreisen ist die Lücke sogar gestiegen, im Osten ist sie generell geringer als im Westen. Den schmalsten Gender Pay Gap hat Mecklenburg-Vorpommern: Frauen verdienen dort im Schnitt «nur» 2,4 Prozent weniger. In Hamburg betrug der Unterschied 17,3 Prozent, in Schleswig-Holstein 14,6 Prozent. Bundesweit am höchsten sei die Lücke mit 25,7 Prozent in Baden-Württemberg.

2,4%

Gender Pay Gap in Mecklenburg-Vorpommern

14,6%

Gender Pay Gap in Schleswig-Holstein

17,3%

Gender Pay Gap in Hamburg

25,7%

Gender Pay Gap in Baden-Württemberg

**HEMPELS**

HEMPELS, SCHLESWIG-HOLSTEIN, 356, 4/2026

## Gemeinsam mit Rechtsaussen

Ende März hat das Europaparlament für **Ausschaffungszentren in Drittstaaten** gestimmt. Die weitere Verschärfung der EU-Asylpolitik wurde durch ein gemeinsames Abstimmen der **Europäischen Volkspartei (EVP), der die deutschen Parteien CDU/CSU angehören**, mit dem Zusammenschluss der extremen Rechten ermöglicht. Recherchen der deutschen Presseagentur dpa hatten zuvor aufgezeigt, dass das Vorgehen der EVP im Vorhinein **mit den Rechtsaussenfraktionen koordiniert worden war.**

**bodo**  
schaffl & Partner

BODO, BOCHUM/DORTMUND, 04/26

Na? Gut!

## Workshops zu Männlichkeit

Jungen und junge Männer sind zurzeit mit einer Vielzahl verschiedener, teilweise gegensätzlicher Erwartungen in Bezug auf Männlichkeit konfrontiert. Auf der einen Seite werden soziale Kompetenzen und emotionale Ausdrucksfähigkeit als neue Ideale auch im Sinne der Gleichstellung immer wichtiger. Andererseits werden stereotype Männlichkeitsbilder wie Kraft, Geld und Dominanz verbreitet und u.a. durch Social-Media-Trends verstärkt. Dies führt zunehmend zu Konflikten und Grenzverletzungen im Miteinander. Schulen und Fachpersonen stehen unter Druck, diese Themen zu bearbeiten.

Die neue «Fachstelle für geschlechterreflektierte Jugendarbeit OH BOY\*» bietet nun Workshops für Schulen sowie Weiterbildungen für Fachpersonen an. In den Angeboten zum Thema «Orientierung im Umgang mit Männlichkeitsanforderungen» werden Jungen und männliche Individuen bei der Selbstfindung begleitet. Soziale Kompetenzen werden gestärkt und die Aufwachsenden dabei unterstützt, vielfältige und respektvolle Vorstellungen von Männlichkeit zu entwickeln. Dies dient auch der Gewaltprävention.

So fördert der Workshop «BoysCare» für Jungen unter 14 auf spielerische Weise beispielsweise die gewaltfreie Selbstbehauptung. Im Workshop «Männlichkeit, wer ist das?» werden Jugendliche dazu ermutigt, Rollenbilder und gesellschaftliche Erwartungen zu reflektieren. Immerhin verspüren laut männer.ch angeblich 95 Prozent der jungen Männer Druck, sich als Mann verändern zu müssen. **IRA KOST**

[ohboy.ch](http://ohboy.ch)

An dieser Stelle berichten wir über positive Ereignisse und Entwicklungen.



FOTO: RUBEN HOLLINGER

«Dank der vielen Betriebe, die am Café Surprise teilnehmen, erreichen wir viele Menschen, die sich über einen spendierten Kaffee freuen», sagt Co-Geschäftsleiterin Nicole Amacher.

### Fokus

## 30 000 Tassen Solidarität

Einen Kaffee trinken zu gehen, gehört für die meisten von uns zum Alltag. Sei es, um sich mit Freund\*innen und Familie zu treffen, eine kleine Pause beim Shopping einzulegen oder einfach einen ruhigen Moment für sich zu haben. Gleichzeitig gibt es viele Menschen in der Schweiz, die sich gut überlegen müssen, ob sie sich das überhaupt leisten können. Aus Solidarität mit ihnen haben wir 2014 das «Café Surprise»-Netzwerk ins Leben gerufen.

In den teilnehmenden Lokalen können Gäste zusätzlich zu dem Kaffee, den sie trinken, einen weiteren bezahlen. Der zweite wird «gutgeschrieben» und kann von einer Person bezogen werden, die sich das sonst nicht leisten könnte. Die Idee ist nicht neu: Wir haben sie beim «Caffè sospeso» in Neapel abgeschaut. Um diese Art der kleinen solidarischen Geste in der Schweiz zu fördern, stellt Surprise den teilnehmenden Betrieben Material und Know-how zur Verfügung. Und auf unserer Website führen wir eine Liste, auf der Interessierte das nächstgelegene Café Surprise finden können.

Mittlerweile gehören dem Netzwerk über 150 Gastro-Betriebe in weiten Teilen der Schweiz an. Dank der wohlwollenden Spenden – vielleicht auch von Ihnen? – gingen im vergangenen Jahr über 30 000 «Café Surprise» über die Theke. Die vielen posi-

tiven Rückmeldungen zeigen uns, dass wir damit armutsbetroffene und ausgegrenzte Menschen tatsächlich erreichen und Teilhabe und Zugehörigkeit vermitteln.

War es zunächst eine Herausforderung, das Angebot bei Armutsbetroffenen bekannt zu machen, hat sich die Lage derweil in die andere Richtung entwickelt: Obwohl die Anzahl gespendeter Kaffees weiter zunimmt, steigt die Nachfrage schneller. Betriebe müssen nun immer öfter Gäste abweisen, weil die «Guthabenliste» auf null steht. Oder sie geben auf eigene Rechnung Gratisgetränke ab, was zwar äusserst grosszügig ist, aber die ohnehin schon kämpfende Branche auf Dauer belastet.

Trotzdem: Das Konzept hat sich bewährt und die Zusammenarbeit mit den Cafés und Restaurants funktioniert bestens. Deshalb sind wir überzeugt, dass wir einen Weg finden, um das Verhältnis von gespendeten und nachgefragten «Café Surprise» wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Damit alle, die es sich wünschen, eine Kaffeepause geniessen können – unabhängig von der persönlichen finanziellen Situation.

### NICOLE AMACHER

Co-Geschäftsleiterin Verein Surprise  
[surprise.ngo/cafe-surprise](http://surprise.ngo/cafe-surprise)

# Mein Freund Lieni

Lienhard heisst mein Freund, aber alle sagen ihm «Lieni». Vor rund 15 Jahren haben wir uns kennengelernt, in Chur, an einem Stadtfest. Wir haben uns nachher noch ein paar Mal getroffen, aber dann einige Jahre aus den Augen verloren, wir hatten unsere Nummern verloren. Eines Tages sind wir uns wieder begegnet, also haben wir die Nummern wieder ausgetauscht, und seither sind wir wieder verbunden.

Lieni lebt in einer WG mit Betreuung. Im Sommerlager von Pro Infirmis im Engadin waren wir zusammen, auch im Wintersportlager in Villars. Ich habe dort in der Halle Unihockey gespielt, Lieni war Skifahren. Der Sport verbindet uns. Wir nehmen uns oft gegenseitig hoch, was die Medaillen angeht, die wir beide schon gewonnen haben. Er hat ein paar im Skifahren, Schweizer Meisterschaften. Ich habe meine internationalen Medaillen im Eiskunstlauf und von früher im Schwimmen.

Wenn ich ihn beim Fussball frage, ob er mit mir spielen wolle, dann sagt er nein, er spiele lieber gegen mich. Einfach so, aus Spass an der Herausforderung. Nachher trinken wir eins zusammen und necken uns liebevoll: «Du hast aber viele reingelassen heute!» – «Und du hast nicht getroffen!» Es gibt eben Dinge, die er besser kann, anderes kann ich besser. Er kann sich zum Beispiel Sachen nicht so gut merken, ich aber schon. Ich kann nicht so gut schreiben, er dafür besser. Er kann Dinge nicht so gut erklären, ich schon.

Kurzum: Wir ergänzen uns prima, und wir helfen uns gegenseitig. Ein paar Mal waren wir auch zusammen in einem Massage-Kurs der Pro Infirmis in Andeer. Alle ändern im Kurs waren Paare, die haben sich natürlich dann gegenseitig massiert. Also haben Lieni und ich uns dann eben auch den Rücken massiert. Meistens rufen wir uns am Donnerstags an und machen ab für Freitagabend,

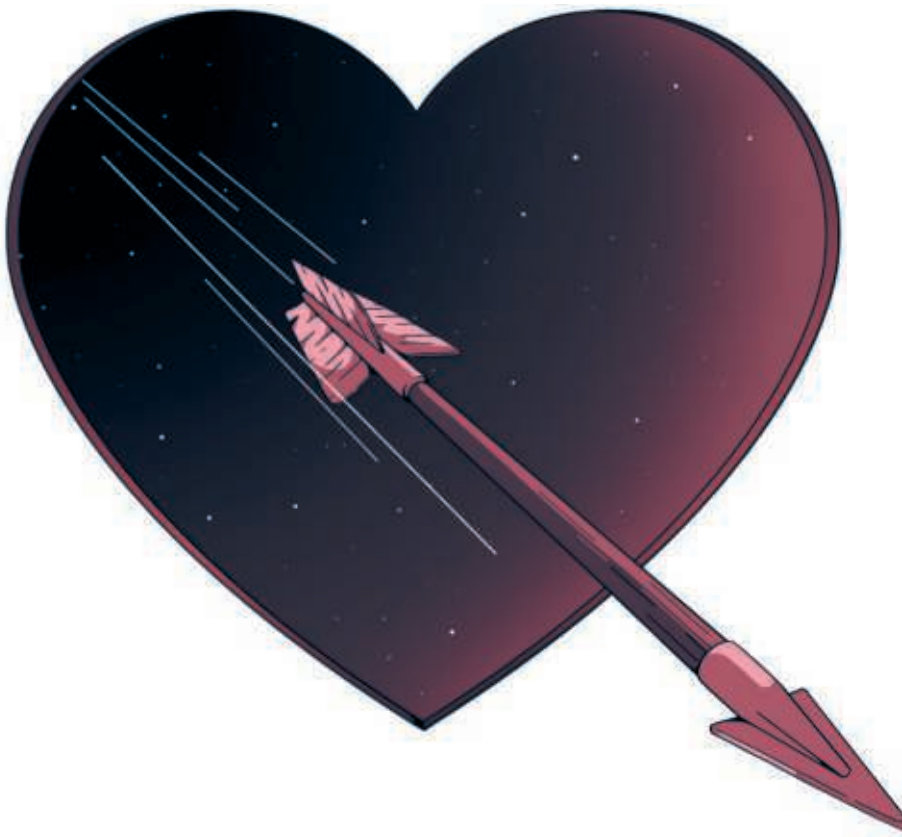
dann gehen wir zusammen in den Ausgang. Zum Beispiel in die Teebar der freien Kirche.

Kürzlich war Lieni aber krank und konnte freitags nicht. Er hat immer nur eine dünne Trainerjacke an. Kein Wunder, dass er im Bett gelandet ist. Ich habe ihn dann am Montag wieder angerufen, um zu fragen, wie es ihm geht. Was soll ich sagen, es ist einfach schön, einen Freund wie Lieni zu haben.

**HEINI HASSLER**, 67, verkauft Surprise in Chur und Zürich. Wenn er seinen Freund Lieni anruft und der es grad nicht hört, ruft Lieni immer sehr schnell zurück.

Die Texte für diese Kolumne werden in Workshops unter der Leitung von Surprise und dem Autor Ralf Schlatter erarbeitet. Die Illustration entsteht in Zusammenarbeit mit der Hochschule Luzern – Design & Kunst, Studienrichtung Illustration.





Moumouni antwortet

## Wie sollen wir lieben?

Für die Recherche zum Theaterstück «Die weisse Madonna von Einsiedeln», das ich mit Laurin Buser geschrieben habe, sprach ich mit verschiedenen Leuten über Alice Weidel. Viele beschäftigte ihre Beziehung zur Schweizer Filmemacherin Sarah Bossard. Oft wird die Beziehung als Widerspruch zu Weidels Politik hervorgehoben. Dass Rassismus in Beziehungen nicht einfach verschwindet, nur weil Liebe im Spiel ist, ist klar. Sei es durch harte Arbeit und Geduld, durch Verdrängung oder Beschönigung – irgendeinen Umgang muss man auch im Privaten damit finden. Die Beziehung Weidel – Bossard weckt bei vielen Leuten aber Zweifel: Liegt die viel diskutierte Identitätspolitik falsch? Ist die Beziehung ein Beweis dafür, dass die AfD doch kein Problem mit Minderheiten hat?

Dabei gleicht eine Rechtsaussen-Politikerin, die mit einer nicht-*weissen* Frau in einer Beziehung ist, natürlich noch lange nicht automatisch die Statistik der Gewalt an Frauen, Queers und rassifizierten Menschen aus. Die Frage nach der Liebe wird im Theaterstück in einem Gespräch der drei Einsiedler Hansi, Hampe und Hans-Ueli verhandelt:

*HA:* Am Ende sind wir Hormone, Triebe.

*HP:* Du vielleicht. Ich bin ein Mann, der gerne liebt. Ein Verfechter der Liebe, die alles überwindet: Die Welt, den Krieg und die Politik.

*HU:* Ich glaube jedenfalls, dass man nicht sagen kann, was mehr stimmt: «Gegensätze ziehen sich an» oder «Gleich und Gleich gesellt sich gern».

*HA:* Es geht doch nicht darum, dass die Eine braun auf die eine Art und die Andere braun auf die andere Art ist. Es geht darum, was mit dem Schmerz ist!

*HU:* Schmerz?

*HA:* Darüber, dass die Eine eine Politik vertritt, die den beiden eigentlich schadet. Kann mir niemand erzählen, dass das nicht irgendwo weh tut!

*HP:* Vergiss nicht, es gibt nicht nur Herzensliebe. Es gibt auch die Liebe der Buchhalter, und wenn die Bilanz sagt: Zusammen sind wir im Plus, dann ist die Beziehung ein Plus – einfache Mathematik!

*HU:* Das ist doch vermessen zu sagen, sie lieben sich aus Opportunismus!

*HA:* Nein, aber es ist doch logisch. Oder glaubst du etwa, dein Hund liebt dich? Der will einfach etwas zu fressen und Sicherheit.

*HU:* Klar liebt mich mein Hund! So wie dich deiner liebt, und zwar für den, der du bist. Vielleicht findet er es auch einfach anziehend, wie dominant du bist!

*HP:* Ja! Du bist nämlich liebenswert!

*HA:* Ah. Danke. Ich glaube einfach, wahre Liebe bedeutet Fürsorge, Respekt, Verantwortung, Vertrauen, Ehrlichkeit. Auch sich selbst gegenüber. Wenn ich draussen in der Welt das hasse, was ich zuhause im Kleinen liebe – dann ist das keine Liebe.

*HP:* Du bist dogmatisch. Alles ist Liebe. Liebe ist chaotisch, sie ist zärtlich, aber auch egoistisch und heilend und gleichzeitig krankmachend.

*HU:* Angenommen, es ist wahre Liebe, glaubt ihr, das ist ein gutes Zeichen?

*HA:* Was?

*HU:* Dass sie sich lieben können!

*HA:* Nein. Liebe in Zeiten des Kapitalismus muss mehr heilen als zwei Herzen. Jeder Akt der Liebe ist ein Akt des Widerstands gegen den Hass!

*HP:* Man kann auch egoistisch lieben. Dann kann man froh sein, wenn das auch nur ein Herz berührt.

*HU:* Du vergisst immer wieder: Ich meine die wahre Liebe!

*HP:* Ja eben!



**FATIMA MOUMOUNI** glaubt, dass der Faschismus nicht durch plakative Regenbogenfamilien aufzuhalten ist, sondern durch Widerstand. «Die weisse Madonna von Einsiedeln» ist noch bis am 13. Juni am Theater Basel zu sehen.



# Tief verunsichert

Migration Geht es nach dem Migrationsamt, soll Eugenia Kowalska mit ihrer Tochter sofort die Schweiz verlassen. Der Grund: «mutwilliger» Bezug von Sozialhilfe. Was steckt dahinter?

TEXT **SARA WINTER SAYILIR** ILLUSTRATIONEN **ANNA SCHMID**

«Sie haben in der Schweiz kein Aufenthaltsrecht mehr. Sie beziehen trotz Verwarnung (...) weiterhin vollumfänglich Sozialhilfe (...), obwohl Sie als arbeitsfähig gelten. Somit ist Ihnen der Sozialhilfebezug vorzuwerfen und verursachen Sie Kosten für den Staat.» Dies steht in einem Schreiben vom Migrationsamt, das Eugenia Kowalska letztes Jahr erhielt.

Sie heisst in Wirklichkeit anders, aus Schutzgründen muss sie anonym bleiben. Die Unterdreissigjährige lebt in einer Stadt der deutschsprachigen Schweiz. «Zum Glück war ich im IV-Aufbautraining für die geschützte Lehre, als der Brief kam. Dadurch hat es mich weniger gebrochen», erinnert sie sich, die mit ihrer Tochter in einer klei-

nen Dreizimmerwohnung in einem etwas heruntergekommenen Mietshaus wohnt. Innerhalb von drei Monaten müssten sie und ihre Tochter die Schweiz verlassen, schreibt das Amt weiter. Kowalska hat mehr Zeit in der Schweiz verbracht als in Polen, wo sie geboren ist. Das Amt schreibt ihr zu, sie sei «mit ihrer heimatlichen Sprache als auch mit den dortigen sozialen und kulturellen Gegebenheiten bestens vertraut. Daher wird Ihnen eine Reintegration in Ihrem Herkunftsland keine erheblichen Probleme bereiten.»

Kowalska sagt: «Nach Polen gehen, fühlt sich an wie Ferien machen, aber nicht wie heimkommen.» Sie möchte auf keinen Fall zurück dorthin. Es wäre auch ein «tiefgrei-

fender Einschnitt» für ihre Tochter, die weder Polnisch lesen noch schreiben kann und mit dem System nicht vertraut ist. Auch für sich selbst sieht sie in Polen «keinen Rückhalt», schon gar nicht bei der Familie.

Geboren ist Kowalska Ende der Neunzigerjahre im Süden von Polen. Mutter und Vater waren drogenabhängig. «Wir lebten in Armut», sagt Kowalska über ihre Kindheit. Die Mutter hatte wenig Schulbildung, sie putzte, arbeitete in einer Metzgerei und bei McDonald's. Der Vater jobbte mal hier, mal da, meist arbeitete er gar nicht. «Ich war oft mit ihm allein, und das ist nicht so einfach mit jemandem, der Dinge sieht, die es nicht gibt.» Kowalskas Vater litt an paranoider Schizophrenie. Das kleine Mädchen musste früh für sich selbst sorgen, weil es zuhause wenig Struktur gab und sie auch immer wieder zwischen die streitenden Eltern geriet. Sie habe sich sogar schützend vor die Mutter gestellt, erzählt Kowalska, wenn der Vater eine seiner psychotischen Episoden hatte und gewalttätig wurde. «Er sah den Teufel in ihr, und wenn ich weinte, ist er mich auch angegangen», sagt Kowalska.

Als sie etwa fünf ist, reicht ihre Mutter die Scheidung ein und zieht mit ihr zu den Grosseltern im selben Ort. Ein Jahr später zieht Kowalskas Vater nach Spanien. «Er ist abgehauen», sagt Kowalska. Auch ihre Mutter geht kurz darauf, lässt das Kind bei den Grosseltern und emigriert erst nach Italien und dann in die Schweiz. «Sie wollte weg, von der Stadt, von dem sozialen Umfeld, ihren Eltern und zum Teil auch von mir, weil ich sie an schwere Zeiten erinnerte.» Ein Bruch, von dem sich die Beziehung der beiden nicht wieder erholt. Ihre Grosseltern beschreibt Kowalska als nette, sture katholische Menschen vom Land. «Sie haben mir vieles beigebracht, ich liebe sie über alles. Aber ich wollte dort nicht leben, nicht ohne meine Mutter sein.» Ein damals noch undiagnostiziertes ADHS macht es dem Mädchen schwer, den Vorstellungen der Grossel-

tern von Anpassung und ordentlicher Lebensführung nachzukommen.

Erst sieben Jahre später holt die Mutter sie schliesslich über den Familiennachzug im Rahmen des Freizügigkeitsabkommens (FZA) in die Schweiz. Das Verhältnis zwischen der Mutter und der dann 13-jährigen Tochter ist schwierig, die Mutter arbeitet im Niedriglohnsektor, ist oft überfordert und gibt auch mal dem Kind die Schuld an ihrer eigenen schwierigen Lage. Eine Mischung aus Liebe und gegenseitiger Hilfe, aber auch aus vielen Vorwürfen, Misstrauen und Schuldgefühlen besteht zwischen den beiden. Die jüngere Schwester der Mutter lebt ebenfalls mit ihnen, Kowalska mag die Tante, aber sie ist Teil des ungunstigen Gefüges. «Unser Verhältnis ist eher geschwisterlich, anlehnen konnte ich mich auch da nicht.» Die Tante arbeitet ebenfalls im Niedriglohnsektor, Geld ist immer knapp.

### Jahre der Dauerkrise

Mit 15 verliebt Kowalska sich. Der Junge ist ein Jahr jünger als sie, stammt ebenfalls aus Osteuropa und lebt bei Pflegeeltern. Derweil geht es Kowalskas Mutter nicht gut, aus gesundheitlichen Gründen muss sie ihren Reinigungsjob aufgeben. Ein IV-Antrag wird abgelehnt, angeblich weil sie dafür zu wenig gearbeitet habe. «Dabei hat sie durchgehend geschafft», sagt Kowalska. Die Familie landet bei der Sozialhilfe.

Mit 16 vergisst Kowalska ein einziges Mal die Pille und wird prompt schwanger. Eine Abtreibung kommt nicht infrage. «Ich liebte meinen Freund. Und ich wünschte mir eine Familie.» Kowalska will sich der Verantwortung stellen, auf keinen Fall will sie weglaufen wie ihre Eltern. «Eine Mutter lässt ihr Kind nicht allein. Seit ich selbst Mutter bin, weiss ich, dass man das nicht tut», sagt Kowalska. Sie bekommt das Kind und bricht die Schule ab, nimmt aber an speziellen Berufsintegrationsangeboten für junge Mütter teil. Als Kowalska 18 Jahre alt wird, bittet die Mutter sie, selbst einen Antrag auf Sozialhilfe zu stellen und auszuziehen. Sie, der Kindsvater und das einjährige Kind ziehen in eine eigene Wohnung.

Damals prognostizierte die Sozialhilfe ihr eine gute Zukunft, so steht es im Wegweisungsschreiben. Sie habe «gut mitgewirkt», eine Ausbildung geplant. Ihre Situation habe sich «seither jedoch negativ entwickelt». Kowalska sagt dazu: «Ich war komplett allein mit allem und überfordert.» Da war der Haushalt mit dem Kleinkind und eine «toxische» Beziehung zu dem Kindsvater, den sie als manipulativ und unreif beschreibt. «Ich hatte zu ihm ein ähnliches Abhängigkeitsverhältnis wie zu meinem eigenen Vater», sagt Kowalska aus der Rückschau. Kowalska sass

**«Ich war komplett allein mit allem und überfordert.»**

EUGENIA KOWALSKA



in der klassischen Frauenrolle fest, konzentriert auf die Bedürfnisse von Mann und Kind. «Ich war nicht in der Lage, mich abzugrenzen.» Auch das Verhältnis zur Mutter ist weiter belastend. Kowalska bezahlt Rechnungen für sie, begleitet sie zu Terminen. Auch die Tante sei keine Hilfe gewesen. Aus Stress begann sie zu essen. Fotografien aus dieser Zeit zeigen eine deutlich schwerere Person, kaum wiederzuerkennen. «Essen war das Einzige, was mich glücklich gemacht hat. Ich wurde nie satt.»

Es folgen Jahre der Dauerkrise und des Funktionierens. Ihre Psychologin, bei der Kowalska immer wieder in Behandlung ist, schreibt in einem Gutachten zu ihrem Gesundheitszustand, das auch dem Migrationsamt vorliegt,

von «Anzeichen wiederkehrender depressiver Episoden, zum Beispiel Beeinträchtigungen von Interesse und Konzentration, ein vermindertes Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen, Schuldgefühle und Gedanken der Wertlosigkeit, einen Mangel an Freude, Schlafprobleme, sowie eine gedrückte Stimmung und das Vorhandensein von ausgeprägter Trauer». Dazu kämen Symptome, die auf das ADHS hindeuteten. «Der Leidensdruck der Klientin wird deutlich spürbar und die beschriebenen Symptome haben einen Einfluss auf die Leistungsfähigkeit im Alltag», so die Psychologin. Allein die prekäre psychische Gesundheit von Kowalska böte Anlass genug, den Faktor «Selbstverschuldung» in Bezug auf ihre Lage infrage zu stellen.



Doch das Migrationsamt akzeptiert solche Gesundheitsfaktoren nur, wenn diese strukturiert belegt sind. Eine Lehre habe Kowalska «aufgrund von Überforderung und gesundheitlicher Instabilität abgebrochen, obwohl Sie zu diesem Zeitpunkt als zu 100 Prozent arbeitsfähig galt und kein IV-Gesuch hängig war», schreibt das Migrationsamt. Kowalska sagt: «In meinem Kopf war es nie ruhig, ich war immer angespannt, immer unter Druck.» Sie litt auch unter Alpträumen von Szenen aus der Kindheit. Aus Sicht des Amtes hätte Kowalska laufend Arztzeugnisse vorweisen müssen, die ihre Arbeitsunfähigkeit bewiesen hätten, oder ein IV-Gesuch stellen. Dazu braucht es aber Überblick und Krankheitseinsicht, womöglich sogar zusätzliches

Engagement, um die eigene Leistungsunfähigkeit lückenlos belegen zu können. Ein Widerspruch in sich. Kowalska sah sich damals im gleichen Überlebenskampf wie immer: «Ich bin nicht zum Psychologen gegangen, weil ich mich von Beginn an allein durchkämpfen musste.» Sie versuchte es stattdessen mit Selbstmedikation. Marihuana half ihr. «Ich konnte damit auch meine Emotionen etwas besser einordnen und war nicht so impulsiv.» Gleichzeitig machte es sie gleichgültiger und passiver.

Kowalska sieht noch einen anderen Grund dafür, dass sie ihre Lehre nicht durchhalten konnte: Sie hatte den Eindruck, ihr Kind litte unter ihrer Abwesenheit. Das hielt sie nicht aus. Ihre Mutter und der Kindsvater erschienen

ihr gleichermaßen unzuverlässig, die Tante arbeitete wie früher ihre Mutter in der Reinigung. Für familienexterne Angebote reichte das Geld nicht. Das Migrationsamt sieht das anders, es bewertet familiäre Strukturen ungeachtet ihrer Qualität immer als Option zur Entlastung von staatlicher Fürsorge: Es wären mit Kindsvater, Grossmutter und -tante genug Bezugspersonen für das Kind vorhanden gewesen, zudem hätte eine andere, besser mit der Kinderbetreuung vereinbare Lehre gesucht werden können, heisst es. Der Abbruch der Ausbildung sei Kowalska also vorwerfbar und damit auch der weitere Sozialhilfebezug.

### Und dann noch Schulden

Sobald der Sozialhilfebezug eine gewisse Höhe überschreitet, sind die Sozialämter verpflichtet, dies den Migrationsbehörden zu melden. Die Grenzwerte sind in jedem Kanton unterschiedlich. Zudem hat Kowalska obendrein auch noch Schulden gemacht. Im Wegweisungsschreiben heisst es: «Sie haben Schulden (...) beim Staat und bei Privaten. Ihre Verschuldung ist mutwillig, da Sie seit (...) Sozialhilfe erhalten.»

Kowalskas Schulden im niedrigen fünfstelligen Bereich setzen sich u.a. aus Krankenkassenprämien, Serafe-Gebühren, Steuern und SBB-Bussen zusammen. Konkret heisst das zunächst: Kowalska hat in ihren schlechten psychischen Phasen Rechnungen nicht aufgemacht und nicht rechtzeitig von einer offiziellen Stelle der anderen weitergeleitet, sie ist ohne Billett Bus und Tram gefahren und hat dafür Bussen kassiert. Wirklich mutwillig erscheinen höchstens ihre Konsumschulden: Kowalska bestellte Dinge im Internet, die sie nicht unbedingt brauchte. Sie lässt auch leichtsinnigerweise den Kindsvater ihre Accounts nutzen, was dazu führte, dass sie schliesslich auf seinen Schulden sitzenblieb. Oft half sie auch ihrer Mutter aus, wenn diese knapp bei Kasse war.

«Ich traf viele falsche Entscheidungen, doch nicht aus Leichtsinns oder Gleichgültigkeit. Ich war zu jung, psychisch instabil und hatte keinerlei familiären Rückhalt, und ich habe nie gelernt, auf mich selbst zu achten», erklärt Kowalska dem Migrationsamt in ihrer Stellungnahme zur Wegweisung. Sie ist gewillt, die Schulden abzubauen, seit zwei Jahren kommen keine neuen hinzu. Aus der Sozialhilfe heraus Schulden abzubauen, ist nahezu unmöglich. Wenig überraschend sieht das Migrationsamt «keine Indizien, dass sich Ihre finanzielle Situation bald stark verbessert. Deshalb beachten Sie die öffentliche Sicherheit und Ordnung nicht.»

Überschuldung tritt nicht in allen Bevölkerungsgruppen gleichermaßen auf: junge Erwachsene, Paar- und

Eineltern-Familien mit Kindern und Menschen mit Migrationsgeschichte sind besonders betroffen. Dass alle Kategorien gleichzeitig auf Kowalska zutreffen, deutet auf strukturelle Umstände, die ihre Lage mitverantworten. Hier allein individuelles «Selbstverschulden» zu sehen, greift zu kurz.

Rund 60 Prozent aller Sozialhilfebezüger\*innen sind verschuldet, fast fünfmal so viele wie im Durchschnitt der Bevölkerung. Die meisten Schulden haben die Betroffenen wie Kowalska beim Staat: Steuer- oder Krankenkassenschulden. Und Kowalskas Schulden sind im Vergleich mit anderen Überschuldeten nicht besonders hoch. Das legen die Zahlen der Schuldenberatung Schweiz nahe: Die durchschnittliche Verschuldung der Ratsuchenden liegt bei rund CHF 60 000 (2024). Ein komplexer, sich gegenseitig verstärkender Zusammenhang besteht auch zwischen Verschuldung und Gesundheit. Nicht nur sind Verschuldete häufig in schlechterer gesundheitlicher Verfassung – und Gesundheitskosten können neue Schulden verursachen. Schulden belasten zudem mitbetroffene Kinder, die den Stress der Eltern mitbekommen.

2023 zieht Kowalskas Mutter zurück nach Polen, das Migrationsamt hatte auch auf sie Druck ausgeübt. Für Kowalska persönlich löst der Wegzug der Mutter etwas Positives aus. Die Distanz lässt sie spüren, wie sehr sie das Verhältnis zu ihrer Mutter gelähmt hatte. Ab 2024 beginnt sie, sich selbst als hilfsbedürftig wahrzunehmen und wagt den Gang zum Arzt. Die Suche nach einem Therapieplatz dauert über ein Jahr, nach einer ersten Abklärung nimmt sie auch Kontakt mit der IV auf. Etwa zu dieser Zeit lernt sie eine junge Frau kennen, mit der sie sich anfreundet. Ihre Tochter – inzwischen im Schulalter – merkt zuerst, dass zwischen den beiden Freundinnen wohl mehr als

**«Ich war zu jung,  
psychisch instabil  
und hatte keinerlei  
familiären Rückhalt.»**

EUGENIA KOWALSKA

nur platonische Spannung besteht. Schliesslich findet Kowalska auch die Kraft, sich aus der schwierigen Beziehung zum Kindsvater zu lösen. «Ich musste mich mühsam aus allem herausarbeiten.»

Die neue Beziehung gibt Kowalska Stabilität, sie tut auch der Tochter gut, nicht zuletzt weil die Freundin ein aufgeräumtes Familien- und Berufsleben mitbringt. «Da habe ich erst gemerkt, wie Familien auch funktionieren können: offen, liebevoll und vertrauensvoll», sagt Kowalska. Der Wegzug ihrer Mutter bedeutet jedoch auch, dass der Grund für ihre im Rahmen des Familiennachzugs gewährte Aufenthaltserlaubnis wegfällt. Weil sie unterdessen älter als 21 ist und ihre Mutter sie nicht finanziell unterstützt, erfülle sie die entsprechenden Voraussetzungen nicht mehr, steht da. Es sei davon auszugehen, dass sie nie eine «Arbeitnehmereigenschaft» erworben habe, also nicht lange genug gearbeitet habe. Daher könne sie sich nicht auf das Verbleiberecht berufen, das denen zusteht, die hierzulande Arbeitnehmer\*innen waren und dauerhaft arbeitsunfähig geworden sind. Es sei auch kein entsprechendes IV-Gesuch hängig, im Gegenteil, Kowalska wolle ja mithilfe der IV eine berufliche Eingliederungsmassnahme antreten. «Ein Verbleiberecht kommt unter diesen Umständen ebenfalls nicht in Frage.» Und schliesslich fehle Kowalska das Geld, um einfach so dazubleiben, schreibt das Migrationsamt weiter sinngemäss. Denn nur wer wohlhabend genug ist, keine Schulden hat und keine Kosten verursacht, darf das. Auch verfüge ihre Tochter

nicht über ein eigenes Aufenthaltsrecht, sodass Kowalska sich umgekehrt auf sie im Sinne des Familiennachzugs beziehen könnte. Denn der Kindsvater (ebenfalls EU/EF-TA-Bürger) «ist nicht mehr auffindbar und wurde amtlich gestrichen», ihre Ansprüche auf einen umgekehrten Familiennachzug zu ihm (und darüber auch ein Anspruch der Mutter) seien deshalb laut Behörde nicht zu prüfen. Wie schlimm diese Situation für die Tochter sein muss, wird rechtlich nicht berücksichtigt.

### Dem Kind Leid ersparen

Als Kowalska in der Schule ihrer Tochter von der drohenden Wegweisung erzählt, zeugt die Bestürzung dort davon, dass sie als Mutter wohl doch einiges richtig gemacht haben muss. So klingt es aus den zahlreichen Unterstützungsbriefen für ihre Tochter, die Kowalska für eine Stellungnahme zum Schreiben des Migrationsamts sammelt. Zahlreiche Personen bescheinigen der Tochter ein ausgeprägt positives, gemeinschaftsorientiertes Sozialverhalten, einen wachen Verstand und gute Leistungen in der Schule. Nicht jedes Kind «gehört zu den Kindern, von denen jede Schule, jede Klasse, jede Gesellschaft profitiert», schreibt eine Lehrerin. Eine Betreuungsperson betont sogar, dass das Kind doch «nichts für das Fehlverhalten der Mutter könne» und diese zudem kooperativ erscheine. Das Kind sei vorbildlich integriert. Pädagogisch gesehen wäre eine Rückführung eine «massive Destabilisierung» des Kindes «in einem sehr sensiblen Alter». Kowalska hofft, ihrer Tochter einschneidende Erfahrungen wie einen erzwungenen Umzug ins Ausland ersparen zu können. «Sie soll nicht so etwas erleben wie ich.»

Nun hängt beider Zukunft am guten Willen der Behörden. Für eine Chance auf einen Neuanfang müsste das Migrationsamt Kowalskas private Interessen sowie die ihrer Tochter höher gewichten als das sogenannte «öffentliche Interesse», sagt eine juristische Stellungnahme des Migrationsamts, das sich auf den Rekurs Kowalskas bezieht. Die verfassende Juristin sieht dies aus verschiedenen Gründen nicht angezeigt. Ihrer Ansicht nach sei dem Kind die Umsiedlung und die «grosse Umstellung» zumutbar, Kinder in dem Alter seien «in der Regel noch sehr anpassungsfähig». Das Kind kenne das Land, ihre Grossmutter und ihre Urgrosseltern zumindest von Ferienaufenthalten. Dass diese Familienbande keine guten Beziehungen repräsentieren, wird nicht berücksichtigt. Bei einer Übersiedlung sei von «Anfangsschwierigkeiten auszugehen, doch ist nicht ersichtlich, weshalb es zu einer Traumatisierung des Kindes oder einer Verletzung der Kinderrechtskonvention bzw. EMRK kommen sollte».

**«Da habe ich erst gemerkt, wie Familien auch funktionieren können: offen, liebevoll und vertrauenswürdig.»**

EUGENIA KOWALSKA



Kowalska bekommt juristischen Beistand von der Freiplatzaktion, die den laufenden Rekurs betreut. Dies bewirkt einen Aufschub: solange der Entscheid nicht rechtskräftig ist, können sie in der Schweiz bleiben. Erst wenn die höchste Instanz den ursprünglichen Entscheid bestätigt, müssen sie das Land verlassen.

Noch weiss das Schulkind nicht, was droht. Kowalska möchte sie schützen, die Angst nicht unnötig übertragen. Sie selbst ist derweil in regelmässiger psychologisch-psychiatrischer Behandlung, was ihr guttut, aber auch eine Menge seelische Arbeit ist. Aufgrund einer neu hinzugekommenen Borderline-Diagnose steht ihr ein jahrelanger Therapieprozess bevor, der aus medizinischer Sicht zwar

vielversprechend ist, aber keinesfalls unterbrochen werden darf. Über die IV hat sie zudem Aussicht auf einen geschützten Ausbildungsplatz ab Sommer – damit könnte sie sich aus der Sozialhilfe lösen. Ihre Schulden ist sie gewillt abzubauen. Vielleicht könnte sie sogar irgendwann vom sogenannten Restschuldbefreiungsverfahren profitieren, dessen Einführung nach der Zustimmung durch den Ständerat im März nun nichts mehr im Wege steht.

Eigentlich bestünde eine Chance auf einen Neuanfang. «Aber ob es dazu kommt?», Kowalska ist unsicher. Es bräuchte einen Aufenthaltstitel, der auf mehr als nur Leistungsfähigkeit basiert. Aktuell ist das Verfahren beim Rechtsdienst des zuständigen Departements hängig.

# Auf der Suche nach dem Ausgang

Einsamkeit Lange Tage, Angst, unerfüllte Liebe: Intime Einblicke in das einsame Leben eines älteren Menschen.

TEXT KURT HERBST\*

Diese Nacht hat mich mein schneller Pulsschlag wieder einmal die Nachtruhe gekostet. Keine Liegeposition konnte dies verhindern. Erst gegen Morgen wurde es besser, und ich bin wohl noch kurz eingeschlafen. Das Aufstehen ist für mich ein immerwährender Kampf zwischen «einfach noch länger liegen bleiben» und der Aussicht auf den immer gleichen Alltagstrott. Ich überlege mir dann noch im Bett dösend, was heute wohl zu tun wäre. Meist ist es nichts Wichtiges, was den langen Tag auszufüllen vermag. So stehe ich schliesslich meist widerwillig auf, gehe in die Küche und mache mir einen Kaffee.

Dazu noch das Radio an. Es läuft fast den ganzen Tag im Hintergrund, obwohl ich die Beiträge akustisch kaum verstehen kann, da der Ton sehr leise eingestellt ist. Ich brauche aber diese Stimmen, um die Einsamkeit, die Leere in der Wohnung und in mir zu überdecken. Ich mache mir Frühstück. Es ist immer derselbe Ablauf. Eine Art Müesli aus zuckerfreiem Proteinjoghurt, dazu ein paar Früchte und Leinsamen. Die Zeit scheint stillzustehen.

Besonders in den Wintermonaten ist meine Wohnung sehr dunkel, und die paar Bilder an den Wänden, einzelne kleine Farbleckse, machen sie nicht viel wohnlicher. Die Siedlung, in der ich als Rentner noch eine bezahlbare Wohnung gefunden habe, ist eine riesige, moderne Überbauung mit 148 Mietwohnungen. Grauer Beton, so weit das Auge reicht. In der Umgebung, eigentlich fast mitten in der Stadt, hat es kein einziges Café, keinen Laden in «walking distance». Unendlich viele Helikoptereltern schwirren um ihren Nachwuchs herum. Als älterer, alleine lebender Mensch wird man hier kaum wahrgenommen, hat kaum Kontakt. Es dreht sich hier alles ums Thema Familie. Wann wird der nächste Kindergeburtstag gefeiert, wann ist Kinderflohmarkt, wann der Räbeliechtliumzug? Es kann schon mal nerven!

Genauso monoton und ritualisiert wie das Frühstück ist meine morgendliche Körperpflege. Vor Jahren habe ich noch täglich geduscht, meist dabei sogar noch die Haare gewaschen. Heute habe ich die Kraft nicht mehr. Eine richtige Dusche schaffe ich noch maximal einmal die Woche. An den übrigen Tagen wasche ich mich mit zwei unterschiedlichen Waschlappen. Einer fürs Gesicht und obenrum. Der andere für intimere Stellen. Das Deo unter den Achselhöhlen darf allerdings nicht fehlen. Die Haare, die morgens wirt durcheinander stehen, feuchte ich leicht an, um sie dann mit Haarspray einigermaßen in Form zu bringen. Dann muss ich mich, noch immer im Trainingsanzug, ein erstes Mal an diesem Tag ein paar Minuten hinlegen. Ich versuche krampfhaft, den Kontakt zu einigen Menschen in meinem sozialen Umfeld aufrechtzuerhalten. Menschen, die ich zum Teil schon dreissig Jahre kenne. Es kommen leider sehr wenige neue Kontakte hinzu, und diese sind zudem nur sehr punktuell. Mal ein gemeinsames Bier trinken, einen kurzen Spaziergang machen. Dann bin ich wieder auf mich selbst zurückgeworfen – all-ein(s).

## Alkohol und Fussball

Ich war schon als Kind sehr einsam und freute mich wohl als einziger Schüler, wenn nach den langen Sommerferien der Unterricht wieder anfang. Ich musste meine Einsamkeit verdrängen, sonst wäre ich wohl daran zugrunde gegangen. Manchmal bin ich mit dem Fahrrad zu einer Feuerstelle am Waldrand gefahren. Sass dann dort oft stundenlang auf einer der Parkbänke und spürte weder Angst noch Traurigkeit. Einfach nichts. Heute komme ich auf ganz schön abwegige Gedanken, um meiner Vereinsamung in der anonymen Zweieinhalbzimmerwohnung zu entfliehen. Ich fahre ab und zu mit den öffentlichen

**Ich sass oft stundenlang  
auf einer der Parkbänke  
und spürte weder  
Angst noch Traurigkeit.  
Einfach nichts.**

## Heute habe ich manchmal Angst. Angst, wenn ich nach vier bis fünf Stunden Schlaf mitten in der Nacht aufwache und dann eine Zeit lang wie benommen daliege.

Verkehrsmitteln der Stadt eine bestimmte Tram- oder Busstrecke ab, und zwar von Endhaltestelle zu Endhaltestelle. So bin ich zumindest unter Menschen, und vielleicht ergibt sich ja etwas! Meistens oder fast immer aber nicht. Keine Gespräche mit Mitreisenden, kein Augenkontakt, kein Lächeln. Oft habe ich das Gefühl, unsichtbar zu sein!

Diese Einsamkeit habe ich jahrelang mit Alkohol therapiert, was geholfen hat. Jetzt jedoch kommen immer mehr beängstigende Signale von meinem Körper. Zum Beispiel, und das ist noch relativ harmlos, geschädigte periphere Nerven in den Zehenspitzen, was sich in Kribbeln und Taubheit äussert. Ich muss wohl oder übel den Konsum drastisch reduzieren. Um ganz darauf zu verzichten, fehlt mir jedoch der Wille. Denn ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, abends vor dem Fernseher eine Flasche Rotwein zu leeren, manchmal auch mehr. Das gibt mir ein wohlige Gefühl und lässt mich das immer gleiche fade Alltagsleben mindestens zeitweise vergessen. Fernsehen gab und gibt mir mehr als Lesen. Es ist das Gefühl, im Leben mittendrin zu sein. Deshalb sind meine Lieblingssendungen auch Livediskussionen oder Sportdirektübertragungen. Bei diesen habe ich als älterer Mann und ohne die Hoffnung, noch mal eine Beziehung mit einer Frau eingehen zu können, die Freude am Frauenfussball entdeckt, was viele nicht verstehen wollen. Es ist die Eleganz der Spielerinnen, das Sinnliche, ja fast Erotische, was mich anzieht, ganz im Gegenteil zum Testosteronk(r)ampf im hoch bezahlten Männerfussball, welchen ich so gut wie gar nicht mehr konsumiere.

Manchmal habe ich Angst. Angst, wenn ich nach vier bis fünf Stunden Schlaf mitten in der Nacht aufwache und dann eine Zeit lang wie benommen daliege. Es ist totenstill im Zimmer. Nur ein leicht pulsierendes Geräusch ist wahrzunehmen, das durch das Kopfkissen dringt. Dazu ein ganz feines Summen, wie vom Blutstrom, der meinen Körper durchflutet. Ich habe Angst, eines Tages nicht mehr die Kraft zu besitzen, mich der alltäglichen Routine zu stellen. Es ist nicht einmal ein körperliches Problem, mehr ein psychisch-seelisches. Nicht mehr aufstehen zu können, um die alltäglichen Verrichtungen anzugehen. Die To-do-Liste nicht mehr abarbeiten zu können. Es wird zunehmend schwieriger für mich, dem Tag eine sinnvolle Struktur zu geben. Als Pensionist, habe ich mal gelesen, sind drei Dinge wichtig: Ein möglichst grosses Netzwerk an persönlichen Kontakten zu pflegen, gute Gesundheit und Finanzen, welche es einem erlauben, zumindest ab und zu eine kleine Reise zu unternehmen, einen Kinobesuch oder ein Abendessen in der Stadt. Ist einer dieser Punkte nicht erfüllt, kann es schon recht mühsam werden. Fehlen zwei davon, hat man längerfristig ein Problem.

Manchmal hadere ich, ob es nicht besser wäre, mich aus dieser Welt zu verabschieden.

Ich habe mich schon ziemlich konkret mit diesem Ausgang beschäftigt, denn ich glaube nicht, dass ich dieses Leben noch jahrelang so ertrage. Eine Patientenverfügung habe ich bereits ausgefüllt. Dazu bin ich seit Jahren Mitglied in einer Sterbehilfeorganisation. Selbst beim Friedhofsamt der Stadt findet sich eine Anweisung, wem im

Fall meines Ablebens die Urne zu übergeben sei und wo genau die Asche in ein mir vertrautes Gewässer verstreut werden soll. Es wäre für mich der mögliche Ausgang aus einem dunklen, leeren Raum, welcher mir fast unerträglich geworden ist. Natürlich könnte man sich auch in andere Süchte oder vielfältige Aktivitäten flüchten, aber wozu? «Lass doch das Lamentieren», denke ich mir. Was nach diesem Leben kommt, weiss niemand. Schon als Kind habe ich mich mit dem Tod auseinandergesetzt, und die Vorstellung, dass mit dem Ableben eine zeitlose, unendliche Dunkelheit hereinbrechen könnte, machte mir Angst. Heute sehe ich den Tod eher als Erlösung, obwohl ich, als es mir noch gut ging, sehr gerne gelebt habe. Zwischen dem neunzehnten und fünfzigsten Lebensjahr war meine beste Zeit. Eine anspruchsvolle und erfüllende Tätigkeit als Dozent an einem Gymnasium. Dazu viele spannende und lustige Beziehungserlebnisse.

### Eine Begegnung an Silvester

Das Highlight war wohl die Beziehung zu der Astrologin Lynn, und ich denke noch heute darüber nach, warum diese eigentlich scheitern musste. Schon das Kennenlernen war sehr aussergewöhnlich, wie die ganze zehnjährige Verbindung. Es war die Silvesternacht in einer Kirche bei Einsiedeln. Ein Orgelkonzert. Dicht gedrängt die Menschen in der klirrenden Kälte des ungeheizten Raumes. Nur links neben mir in der ersten Reihe blieb für ein paar Minuten ein Platz frei. Begleitet von zwei Kolleginnen, eingehüllt in eine dicke Decke, die wir alle drei über unsere Beine gezogen hatten, merkte ich sofort auf, als die Frau sich neben mich setzte. Aus den Augenwinkeln erkannte ich eine zierliche Person, in einen Pelzmantel gehüllt, spitze, elegante Schuhe, blonde Haare, und irgendwie war mir sofort klar, innerhalb von Sekunden, wie ich später oft zu erzählen pflegte, dass ich diese Frau unbedingt kennenlernen wollte. Sie gefiel mir, war schlank, hatte aber ein kleines Bäuchlein. «Damit kann ich leben», dachte ich mir, ohne zu überdenken, ob die Frau wohl auch mit mir, damals ziemlich mollig und auf die hundertacht Kilo zugehend, leben könnte. Dieser Gedanke kam mir erst viel später. Auf jeden Fall konnte ich dem Gespräch mit ihr, das wie ein auf der Kinoleinwand unscharf eingestellter Film milchig an mir vorbeizog, entnehmen, dass die Frau fünfundvierzig Jahre alt war, zwei ältere und ein Kind von dreizehn Jahren hatte und irgendwie auf der Suche war. «Wer ist sonst schon in der Silvesternacht allein unterwegs», dachte ich mir. «Ich heisse Lynn», sagte die Frau. «Ich bin Kurt», erwiderte ich.

Diese Zeiten sind längst vorbei. «In meinem Leben passiert so gut wie nichts mehr», klage ich des Öfteren meinen Freunden. Ob es an mir liegen könnte, ist unklar. Mir fehlt der intime Kontakt zu einer geliebten Person. Das spontane Beisammensein, ohne jedes Treffen im Voraus planen zu müssen. Das Kuscheln. Den weichen Körper einer Frau neben mir zu spüren. Zu lieben.

## Kein Einzelfall

Vor allem ältere Menschen sind betroffen. Warum dem so ist und was man tun kann, ist gut erforscht. Mancherorts gibt es Angebote.

Einsamkeit ist zum grossen Thema unserer Zeit geworden. Rund 25 Prozent der Schweizer Bevölkerung, das sind 2,2 Millionen Menschen, fühlen sich laut Bundesamt für Statistik (BfS) manchmal, 13,5 Prozent sogar sehr häufig einsam. Während der Corona-Pandemie stieg die Zahl auf 42 Prozent an, darunter waren viele Jugendliche. Es gab Debatten über Wege aus der Einsamkeit, Selbsthilfegruppen wurden gegründet, der Bund entwickelte gar einen Indikator zur Ermittlung des Einsamkeitsgefühls.

Nebst sehr jungen sind es vor allem ältere Menschen, die sich überdurchschnittlich oft einsam fühlen. Gemäss Schweizer Altersmonitor sind fast 450 000 Personen im Alter über 55 Jahre betroffen, darunter 165 000 Senior\*innen, die nach eigenen Aussagen sehr häufig einsam sind. Die Zahlen, das thematisieren auch die jeweiligen Studien, sind Richtwerte, zumal es sich bei Einsamkeit um ein subjektives Empfinden handelt und nicht um eine objektiv messbare Grösse wie etwa das steuerbare Einkommen. Immer besser erforscht sind die gesundheitlichen Risiken für ältere Menschen, die sich einsam fühlen; sie stehen unter erhöhtem Stress, leiden häufiger unter Bluthochdruck sowie Depressionen und haben eine kürzere Lebenserwartung.

Die Gründe für Alterseinsamkeit sind komplex. Oft ist es ein Zusammenspiel von belastenden Lebensereignissen (z.B. der Verlust von Bezugspersonen), eingeschränkten Möglichkeiten, sich zu entfalten (z.B. wegen Krankheit oder fehlendem Geld) sowie «unsichtbaren» Faktoren (z.B. das Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden). Diese Komponenten können sich gegenseitig bedingen und damit das Gefühl von Einsamkeit verstärken. So nehmen ältere Menschen, die infolge von Erkrankungen in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt sind, zunehmend weniger am sozialen Leben teil, was Vereinsamung begünstigen kann.

Ein signifikanter Zusammenhang besteht auch zwischen Einsamkeit und Armut im Alter. Wer altersarm ist – in der Schweiz betrifft das 200 000 Menschen über 65 Jahre, weitere 100 000 leben nur knapp über dem Existenzminimum –, kann schon aus ökonomischen Gründen nicht mehr vollumfänglich am gesellschaftlichen Leben teilnehmen. Einige fühlen sich dadurch ausgeschlossen und ziehen sich zurück. Zudem ist Armut in unserer Gesellschaft oft mit Scham verknüpft. Dies kann dazu führen, dass Armutsbetroffene ihre Situation gegenüber anderen verheimlichen. Gefühle wie Scham, Schuld am eigenen Versagen oder die Angst vor dem Verlust der Zugehörigkeit können das Gefühl von Einsamkeit verursachen oder verstärken – gleichzeitig gehören sie auch zu den Folgen von Einsamkeit.

Vereinigungen wie beispielsweise «connect! – gemeinsam weniger einsam» versuchen entsprechend durch Sensibilisierung der Gesellschaft, konkrete Massnahmen für Betroffene sowie durch Förderung der sozialen Zusammengehörigkeit Einsamkeit im Alter möglichst zu reduzieren.

KP

\* Name geändert

# 168 000

Personen zwischen 18 und 64 Jahren waren 2023 trotz Erwerbsarbeit armutsbetroffen.

Konstellation mit erhöhtem Risiko für Erwerbsarmut

Sicherheit

Risiko

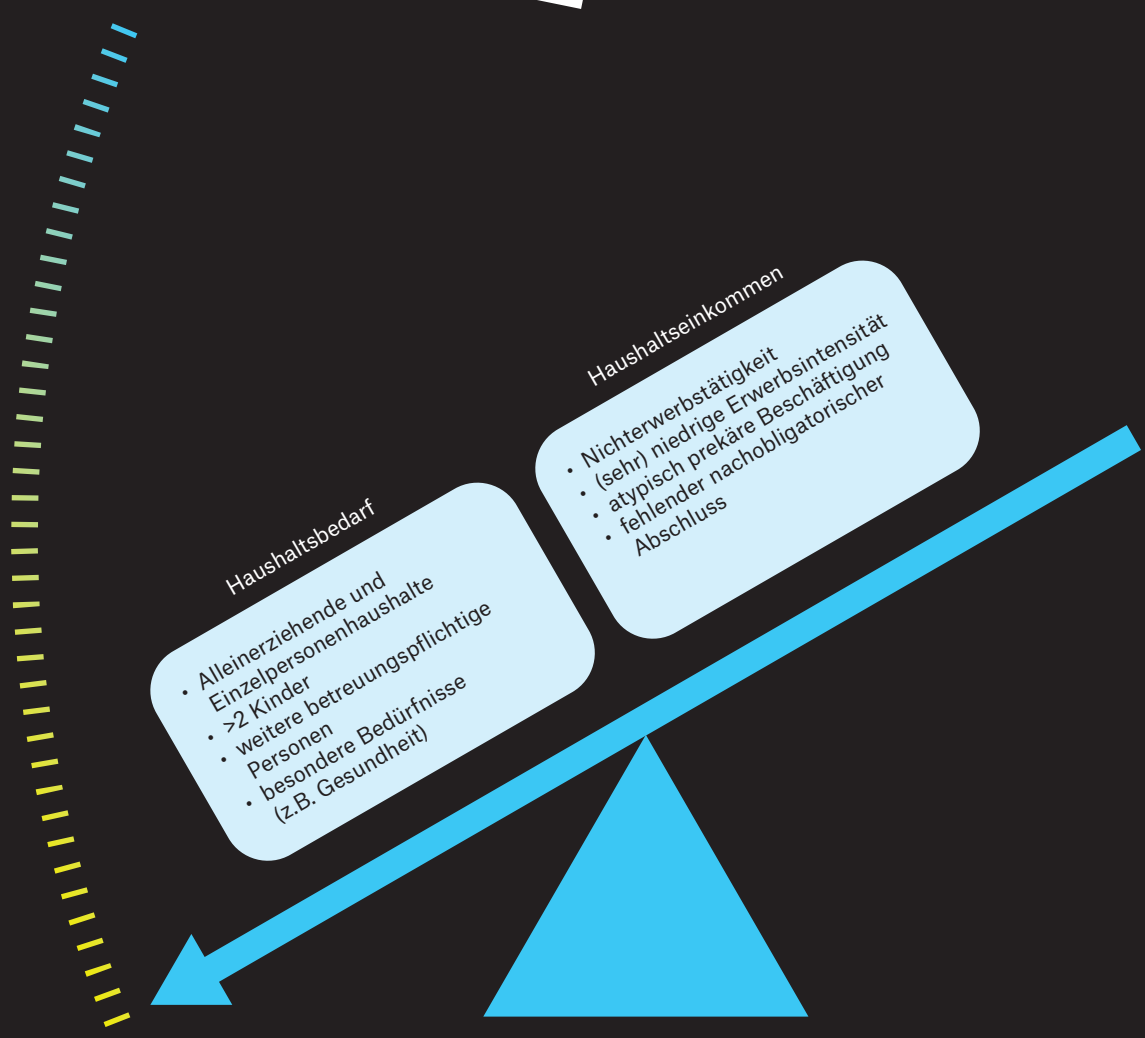
Armut

Haushaltsbedarf

- Alleinerziehende und Einzelpersonenhaushalte
- >2 Kinder
- weitere Betreuungspflichtige Personen
- besondere Bedürfnisse (z.B. Gesundheit)

Haushaltseinkommen

- Nichterwerbstätigkeit
- (sehr) niedrige Erwerbsintensität
- atypisch prekäre Beschäftigung
- fehlender nachobligatorischer Abschluss



# Arm trotz Arbeit

Armutsmonitoring Wer genau sind «Working Poor», und warum reicht ihnen ihre Arbeit nicht zum Leben? Das Nationale Armutsmonitoring erklärt Hintergründe und Folgen dieses Phänomens. Und lässt manches aus. **Teil 3**

TEXT **KLAUS PETRUS**

Selbstverwirklichung, Anerkennung, Zugehörigkeit und Geld: Arbeit spielt in Gesellschaften wie der unsrigen eine herausragende Rolle für ein gelungenes Leben – oder zumindest für eine im ökonomischen Sinne sichere Existenz. Ist Arbeit für sich genommen noch kein Garant für Reichtum, so soll sie doch ein Schutz gegen Armut sein.

Diese Schutzfunktion von Erwerbsarbeit ist eines der zentralen Themen im Nationalen Armutsmonitoring, ein neuer, mehrere hundert Seiten umfassender Bericht des Bundes über die Armut in der Schweiz (siehe Box). Darin wurde die Armutsquote von Menschen mit und ohne Arbeit statistisch errechnet und dies – wenig überraschend – mit eindeutigem Befund: Wer Arbeit hat, läuft weit weniger Gefahr, arm zu werden. In Zahlen ausgedrückt: Bei Nichterwerbstätigen stieg die Armutsquote im Zeitraum zwischen 2014 und 2023 von 11 auf 17 Prozent an, bei Erwerbstätigen blieb sie konstant bei etwa 4 Prozent. Letztere machen 67 Prozent der Bevölkerung ab 15 Jahren aus, eine der höchsten Erwerbstätigenquoten in Europa; die Arbeitslosenzahl in der Schweiz liegt seit Jahren mit etwa 3 Prozent im internationalen Vergleich sehr tief.

## Gründe für Erwerbsarmut

Dass Menschen ohne Arbeit öfter unter dem Existenzminimum leben, bedeutet allerdings nicht, dass Menschen mit Arbeit nicht armutsbetroffen sind. Im Gegenteil: Man kann trotz Arbeit arm sein. In der Sozialwissenschaft werden diese Personen «Working Poor» genannt. So waren 2023 in der Schweiz 168 000 Menschen zwischen 18 und 64 Jahren, die offiziell arbeiten dürfen, trotz Erwerbsarbeit von sogenannter Einkommensarmut betroffen – eine Zahl, die das Armutsmonitoring als niedrig bezeichnet. Dabei ist allerdings zu beachten, dass Armut immer einen ganzen Haushalt betrifft und dass in der Schweiz über sechzig Prozent aller Haushalte aus mehreren Personen bestehen. Berechnet man also die Anzahl der Menschen, die in Working-Poor-Mehrpersonenhaushalten leben, inklusive der nicht arbeitenden Mitbetroffenen wie Kinder, Rentner\*innen oder nichterwerbstätige Partner\*innen, sind gemäss Bundesamt für Statistik (BfS) insgesamt 300 000 Personen von Erwerbsarmut betroffen, darunter 78 000 Kinder.

Doch wie kann es sein, dass man arm ist, wenn man doch arbeitet? Die Gründe für Erwerbsarmut sind vielfältig. Die Palette reicht von übergeordneten, makroökonomischen Rahmenbedingungen wie Trends auf dem Arbeitsmarkt – Stichwort KI – über

soziodemographische Merkmale wie Alter, Geschlecht, Bildung und Migrationshintergrund bis hin zu individuellen Komponenten wie dem persönlichen Gesundheitszustand oder der Anzahl unterhaltspflichtiger Kinder.

Immer wieder taucht in diesem Zusammenhang das Thema Tieflohne auf. Dieser Begriff steht für Löhne, die 2024 unter CHF 4683 brutto pro Monat (Vollzeit) lagen, das entspricht zwei Dritteln des standardisierten Bruttomedianlohnes desselben Jahres. Damit verbunden ist die Hypothese, dass Menschen, die bei hohen Arbeitspensen wenig verdienen, überdurchschnittlich oft einkommensarm sind. Die Zahlen des Armutsmonitorings bestätigen das allerdings nicht: Nur eine Minderheit der Tieflohnbeziehenden – sie machen 10 Prozent der Erwerbstätigen aus – sind Working Poor.

Auch die Umkehrung «Wer Working Poor ist, verdient wenig» gilt nicht allgemein: Rund ein Drittel der Erwerbsarmen hat ein durchschnittliches oder gar überdurchschnittliches Einkommen. Auch dies hat damit zu tun, dass Armut ganze Haushalte betrifft, der (Tief-)Lohn dagegen Individuen. So kann es sein, dass der Bedarf eines Haushalts von vier Personen nicht gedeckt ist, also armutsbetroffen, obschon die einzig Erwerbstätige in diesem Haushalt durchschnittlich gut verdient; umgekehrt gibt es Fälle, wo der Haushaltsbedarf von zwei Personen problemlos gedeckt werden kann, obgleich die zweite erwerbstätige Person im betreffenden Haushalt im Niedriglohnsektor arbeitet.

Das Thema Tieflohn führt zu einem weiteren wichtigen Aspekt, der die Frage betrifft, welche Personengruppen im Zusammenhang mit Erwerbsarmut besonders gefährdet sind. Unterschiedlichen Studien zufolge gehören Menschen mit Migrationshintergrund (vor allem aus Drittstaaten, also Nicht-EU-Bürger\*innen), ältere Arbeitnehmende, die ihre Stelle wechseln müssen, sowie Frauen überdurchschnittlich oft zu den Working Poor, die im Niedriglohnsektor tätig sind. Das Armutsmonitoring hebt zu Recht hervor, dass sich viele dieser Personen infolge soziodemografischer oder biografischer Faktoren – wie mangelnde Bildung (siehe Surprise 624/26), sprachliche Hürden oder unbezahlte Care-Arbeit – in sogenannt atypische Arbeitsverhältnisse begeben müssen und genau diese Arbeiten oft mit niedrigen Löhnen vergütet werden. Zu solch atypischen Beschäftigungsformen zählen viele Teilzeitverhältnisse, befristete Verträge, Arbeit auf Abruf, unregelmässige Arbeitszeiten oder Minijobs. In der Schweiz gehen rund 942 000 Menschen solchen Arbeiten

nach; demgegenüber arbeiten 3,7 Millionen in regulären, stabilen Verhältnissen, die meisten von ihnen mit Pensen zwischen 80 und 100 Prozent. Tatsächlich ist unterbezahlte Teilzeitarbeit einer der wichtigsten Risikofaktoren für Erwerbsarmut. So liegt die Armutsquote von Teilzeitbeschäftigten bei 5,8 Prozent, während sie bei Vollzeitbeschäftigten 2,8 Prozent beträgt; dabei arbeiten 12 Prozent aller erwerbstätigen Männer Teilzeit, bei Frauen liegt der Prozentsatz bei 54 Prozent.

Hinter all diesen Zahlen steht der gesellschaftspolitische Anspruch, der im oft zitierten Grundsatz «Existenzsicherung durch Arbeit» zum Ausdruck kommt; er gehört zu den Minimalforderungen eines Sozialstaates namentlich in kapitalistischen Wirtschaftssystemen. Die Existenz von Menschen jedoch, die trotz Arbeit unterhalb des Existenzminimums leben, untergräbt diesen Anspruch. Weswegen ein Gutteil der Sozialpolitik um Massnahmen kreist, Working Poor zu vermeiden. Dabei geht es um die Regulierung der Erwerbsarbeit durch Arbeitsrechte wie Kündigungsschutz oder geregelte Arbeitszeiten, ferner um den Ausbau der sozialen Absicherung, um die Reglementierung oder Einschränkung atypischer Arbeitsverhältnisse sowie schliesslich um Mindestlöhne und Gesamtarbeitsverträge – alles Massnahmen, die bekannt sind und eingehend diskutiert werden, so auch im Armutsmonitoring.

### Bedrohte Mittelklasse

Bemerkenswert ist, dass dagegen in vielen Studien die wahrscheinlichen bis tatsächlichen Folgen der Tatsache, dass Arbeit vor Prekariat nicht (mehr) schützt, weitgehend ausgeblendet werden: Was passiert mit einer Gesellschaft, in der immer mehr Menschen ihren durch Arbeit erworbenen Lebensstandard nicht mehr halten können und in Richtung Armut schlittern? Droht damit eine Krise der bisher stabilen Mittelklasse – also jener sozialen Schicht, die einen Grossteil der Kaufkraft ausmacht, ohne die so etwas wie nachhaltiger Wohlstand kaum aufrechtzuerhalten ist und die in Bezug auf soziale Ungleichheit ausgleichend wirkt oder zumindest soziale Spannungen mindert?

Zu Fragen wie diesen gibt es erst jüngst empirische Studien. Was auch damit zu tun haben dürfte, dass in den vergangenen Jahrzehnten statt von Klassenbewusstsein (wie das ehemals für die Arbeiter\*innenbewegung massgeblich war) von gesellschaftlicher Individualisierung und Durchlässigkeit die Rede war. Dazu passt die Metapher vom «Fahrstuhleffekt» des deutschen Soziologen Ulrich Beck aus den 1980er-Jahren: Trotz nach wie vor bestehenden sozialen Unterschieden puncto Einkommen, Bildung etc. bewegten sich letztlich doch die allermeisten Mitglieder unserer Gesellschaft nach oben.

Inzwischen ist der Fahrstuhl jedoch ins Stocken geraten, einige Sozialwissenschaftler\*innen reden offen von einer neuen «Abstiegsgesellschaft». So konnte der Wirtschaftssoziologe Daniel Oesch von der Universität Lausanne nachweisen, dass in den vergangenen Jahren vor allem im oberen Segment der Mittelklasse (z.B. Manager\*innen, Ingenieur\*innen, Bankangestellte) neue Jobs geschaffen oder bereits bestehende ausgebaut wurden; zugleich sind im unteren Segment (z.B. Bau-, Industriebranche) Arbeitsstellen weggefallen. Interessant ist hier auch eine Berechnung der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (SKOS): Angenommen, man würde die Armutsgrenze bei einem Existenzminimum ansetzen, das 500 Franken höher ist als das jetzige; dann würden gemäss dieser Definition 1,6 Millionen Men-

schen als arm gelten und nicht 708 000, wie das gegenwärtig der Fall ist. Was zeigt, wie viele Menschen bereits jetzt nur knapp über dem Existenzminimum leben – und zwar trotz Arbeit.

Das mögen noch keine Belege dafür sein, dass die Mittelklasse als Ganze in einer Krise ist, wohl aber, dass es *die* Mittelklasse womöglich nicht mehr geben wird, genauer: dass sie zunehmend fragmentiert wird. Tatsächlich ist bereits von einer «oberen» und einer «unteren Mittelklasse» die Rede; letztere wird als «near poor» bezeichnet, als fast arm. Dabei ähneln die Gründe für die zunehmend prekäre Lebenslage der Menschen aus der unteren Mittelklasse stark jenen der Working Poor; dazu gehören gestiegene Lebenshaltungskosten (wie Mieten und Krankenkassenprämien), aber auch die veränderte Arbeitswelt (z.B. Folgen der Digitalisierung, der Einsatz von KI, erhöhte Anforderungen an Flexibilität oder die Zunahme der Mini-Jobs oder Gig Economy).

Laut Studien zählen zu diesem Teil der Mittelklasse, der zunehmend in Richtung Armut rutscht, vor allem Personen mit Handwerksberufen oder mit Jobs im Dienstleistungssektor. Aber nicht nur: Vermehrt sind Menschen betroffen, die z.B. Kreativberufe ausüben im Bereich Medien, Design, Fotografie oder Grafik (die derzeit von KI-Anwendungen wegrationalisiert werden). Bemerkenswert ist diese Entwicklung, weil es sich hierbei um Personen handelt, zwar immer weniger ökonomisches Kapital zur Verfügung haben, aber – wie der französische Soziologe Pierre Bourdieu sagt – über vergleichsweise hohes kulturelles und soziales Kapital verfügen, also über höhere Bildung, ein ausgeprägtes Sozialnetz sowie über politische wie soziale Teilhabe. Sie führen anderen aus der Mittelklasse somit vor Augen, dass der soziale Abstieg selbst unter «Gebildeten» eine reale Möglichkeit darstellt. In jedem Fall passen diese Menschen nicht recht ins bisherige Bild von armutsbetroffenen oder -gefährdeten Personen in Berichten wie dem Nationalen Armutsmonitoring.

Dass die Studie des Bundes soziale Klassen nicht zum Thema macht und sich damit auch nicht mit einer möglichen weiteren Fragmentierung der Mittelklasse mitsamt den Konsequenzen für eine Wohlstandsgesellschaft auseinandersetzt, mag verschiedene Gründe haben. Womöglich werden Erwägungen in diese Richtung als noch zu spekulativ erachtet; man will sich stattdessen auf verfügbare Zahlen und Statistiken über Armutsbetroffene hier und jetzt stützen. Vielleicht ist es aber so, dass die Existenz ungleicher sozialer Klassen nicht thematisiert wird, weil sich diese nur schwer ins Bild eines auf Gleichheit und Wohlstand ausgerichteten Staates fügen lassen. Oder wie die Sozialwissenschaftlerin Nicole Mayer-Ahuja das unlängst formuliert hat: «Weil es Klassenunterschiede nicht geben soll, werden sie kaum dokumentiert und selten untersucht.»

---

In dieser vierteiligen Serie nehmen wir das Nationale Armutsmonitoring des Bundesrates zum Anlass, um kritisch über aktuelle Entwicklungen der Armut in der Schweiz zu berichten. Teil 1 behandelte die Definition von Armut und was dabei unter den Tisch fällt (Surprise 621/26), Teil 2 den Zusammenhang zwischen Bildung und Armut (Surprise 623/26) und im letzten Teil wird es um partizipative Ansätze in der Armutsforschung gehen (Surprise 626/26).

# 15,3%

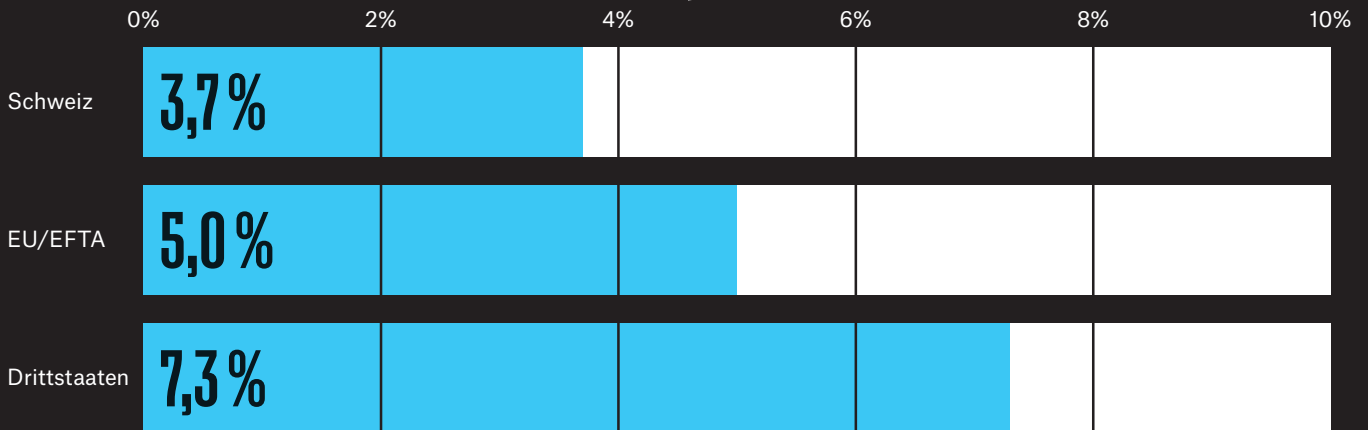
beträgt die Armutsquote bei Personen ohne Erwerbstätigkeit. Bei ganzjährig Erwerbstätigen liegt sie bei 3,9 Prozent.

## Wieso ein Nationales Armutsmonitoring?

Eine im Juni 2020 überwiesene Motion der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur des Ständerates (WBK-S) beauftragte den Bundesrat, ein regelmässiges Monitoring von Armut in der Schweiz einzurichten. Der vom Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Statistik (FS) und weiteren Fachleuten verfasste Bericht will die Armutsentwicklung empirisch erfassen und den Forschungsstand systematisch aufbereiten, um so Bund, Kantonen und Gemeinden Wissen für die Armutsprävention und -bekämpfung zur Verfügung zu stellen. Im ersten Teil des Berichts (2025 erschienen) wurden die Bereiche Finanzielle Verhältnisse, Erwerbsarbeit und Bildung behandelt, für den zweiten Teil (voraussichtlich 2030) werden die Felder Gesundheit, Wohnen und gesellschaftliche Teilhabe aufbereitet. Das Nationale Monitoring kann kostenlos bestellt werden unter: [armutsmonitoring.ch](https://armutsmonitoring.ch) KP

## Armutsquote der Erwerbstätigen nach Herkunftsregion, 2023

Erwerbstätige Personen im Alter von 18–64 Jahren



# 942 000

Personen der 5,8 Erwerbstätigen arbeiten in instabilen Verhältnissen (befristete Verträge, Arbeit auf Abruf, Unterbeschäftigung etc.)



# Wo gehöre ich hin?

Literatur An den diesjährigen Solothurner Literaturtagen steht bei vielen Werken die Verletzlichkeit in Kindheit und Jugend im Zentrum der Texte.

TEXT **MONIKA BETTSCHEN**

Als Junge in der reichen Schweiz in prekären Verhältnissen aufwachsen, mit einer Mutter ohne Bildung und Perspektiven, dafür mit einem ausgeprägten Freiheitsdrang, die ihren Sohn nur als Klotz am Bein sieht. Und die im Alter in die Dominikanische Republik auswandert, weil sie sich das Leben hier nicht mehr leisten kann: «Königin der Nacht» (Rowohlt, 2026), das neue Buch von Lukas Bärfuss, ist nach Werken wie «Die Krume Brot», in dem es neben Armut auch um Migration geht, oder «Koala» über den Selbstmord seines Bruders, erneut ein Werk, in dem er den Blick auf ein schmerzhaftes Thema richtet. In diesem autobiografischen Text, den Bärfuss an den diesjährigen Solothurner Literaturtagen vorstellt, geht es neben den persönlichen Erfahrungen auch um die Frage, wo Eigenverantwortung endet – und jene der Gesellschaft beginnt.

Filmemacherin und Kolumnistin Katja Früh legt mit «Vielleicht ist die Liebe so» (Diogenes, 2025) ihren ersten Roman vor, in dem sie sich mit einer komplizierten familiären Vergangenheit auseinandersetzt. Das Buch ist fiktiv, aber wie Katja Frühs eigene Mutter wählt auch die Mutter ihrer Hauptfigur Anja den Freitod mit der Sterbehilfeorganisation Exit.

In «Hundesöhne» (Lenos, 2025), dem Debütroman der Zürcher Autorin Louisa Merten, glaubt die junge Tierpflegerin Ginny, die sich nach Zugehörigkeit sehnt, in einem abgelegenen Tierheim bei anderen heimatlosen Zwei- und Vierbeinern eine Art Wahlfamilie gefunden zu haben.

Ebenfalls auf der Suche nach ihrem Platz im Leben ist in Katinka Ruffieuxs «Zu wenig vom Guten» (Arche Literatur, 2025)

eine während der 1980er-Jahre aus Ungarn in die Schweiz emigrierte Familie. In der räumlichen Enge ihres bescheidenen Zuhauses träumt die junge Ich-Erzählerin davon, Schweizerin zu werden. Doch ihr Heranwachsen zwischen den Kulturen ist von Verlusten und Jugendunruhen in der neuen Heimat überschattet. Ruffieuxs Eltern sind selbst aus Ungarn in die Schweiz eingewandert.

## **Kulturelle Empathie**

Ungarn respektive die ungarische Sprache spielt auch im italienischsprachigen Lyrikband «Sottopelle» (Samuele Editore, 2025) von Noémi Nagy eine tragende Rolle, deren Eltern ebenfalls von dort stammen. In ihrer Poesie ist ein Gefühl von Verlorenheit spürbar, das kennzeichnend ist für unsere von Vereinzelung geprägte Gegenwart. Zwischen Italienisch und Ungarisch hin- und her schwingend, trägt dieses Werk einen Grundgedanken der Solothurner Literaturtage in sich: das Verbindende der Literatur, auch über Sprachgrenzen hinweg.

«Grundlage für die Auswahl der Werke ist ein Verfahren, bei dem eine elfköpfige Kommission, der auch ich angehöre, systematisch über zweihundert Neuerscheinungen in allen offiziellen Landessprachen liest und sich regelmässig zum Austausch trifft. So ist die Mehrsprachigkeit von Beginn an strukturell verankert», sagt Catherine Schlumberger, Geschäftsführerin der Solothurner Literaturtage.

Aus der rätoromanischen Schweiz gibt es denn auch «archiv» von Asa Hendry (Chasa Editura Rumantscha, 2025) zu entdecken, aus der Westschweiz Jonas Sollbergers Debütroman «Viens Élie» (Éditions

de Minuit, 2026). Während in Hendrys Buch ein Generationenkonflikt in einer Bergbauernfamilie schwelt, thematisiert Sollbergers Erstling die Identitätssuche von Élie, der bald in die Rekrutenschule einrücken müsste und eines Abends in den Wald geht, um seinen entflohenen Vogel Moïse, und wohl auch sich selbst, zu suchen. Sollberger verzichtet auf Zeichensetzungen, was einen spannenden Zugang zur französischen Sprache eröffnet.

Um gegenseitigem Verstehen den Weg zu ebnen, gibt es mehrsprachige Anlässe und mehrere mit Simultanübersetzung an der Werkschau. Die Arbeit von Literaturübersetzer\*innen ist ein fester Bestandteil des Programms. «Übersetzungen sind eigenständige kulturelle Schöpfungen. Sie schaffen eine lebendige Verbindung zwischen Sprachen und Kulturen. Übersetzer\*innen leisten etwas, das keine KI jemals so beherrschen wird: Sie übertragen nicht nur Sprache, sondern Kontexte, Traditionen. Das ist kulturelle Empathie, und gerade in unserer mehrsprachigen Schweiz ist dies wichtig», so Schlumberger. Wie wichtig sorgfältige Übersetzungen sind, zeigen auch Werke von internationalen Gästen an den Solothurner Literaturtagen, die aus Krisengebieten stammen. Etwa «Eddos goldenes Lächeln» (Kiepenheuer & Witsch, 2026) von der südsudanesischen Autorin Stella Gaitano, das vom (Über-)Leben zweier Frauen im vom Krieg gezeichneten Sudan erzählt, neu aus dem Arabischen übersetzt von Larissa Bender.

---

**Solothurner Literaturtage**, 15. bis 17. Mai.  
Programm unter [literatur.ch](http://literatur.ch)



BILDER: FOTOMTINA

## Ein Arbeitstag in Echtzeit

Experimentalfilm Am internationalen Experimentalfilm- und Videofestival Videoex in Zürich sind prägende Künstler\*innen zu Gast – wie der US-Amerikaner Kevin Jerome Everson.

Die Auseinandersetzung mit visuellen Darstellungsformen ist wichtiger denn je, und das experimentelle Film- und Videoschaffen ist mit seinen verdichteten Erzählformen eine gute Gelegenheit dafür. Der Experimentalfilm bewegt sich jenseits von Narration und Vermarktbarkeit, sondern versteht sich als Form der Wahrnehmungserweiterung. Jedoch nicht im esoterischen, sondern im politischen Sinn.

So thematisieren Kevin Jerome Eversons Filme immer wieder die Situation Schwarzer Amerikaner, spezifisch oft deren unsichtbare körperliche Arbeit. Der US-amerikanische Filmemacher und Künstler zählt zu den prägendsten Figuren des zeitgenössischen Experimentalfilms. Er hat zwölf Langfilme realisiert, am Videoex sind nun etliche seiner zahlreichen (es sind 200) Kurzfilme zu sehen: «Sound That» zum Beispiel, wo Everson Mitarbeiter der Wasserwerke von Cleveland, Ohio, beobachtet, die im Cuyahoga County nach Lecks im Leitungsnetz suchen. Oder «Fe26», ein Film über zwei Männer ebenfalls in Cleveland, die ihren Lebensunterhalt mit dem Handel von Altmetall verdienen.

Die Werke fangen ländliche und urbane Szenen ein, in Nachbarschaften, bei Reparaturen oder in Pausen. Was auf den ersten Blick unspektakulär wirkt, wird zur Reflexion über Geschichte, Migration und Widerstand. Es sind einzelne Momente, die sich zu Sinnbildern dafür verdichten, was eine Gemeinschaft ausmacht.

Bei Everson wird greifbar, was die experimentelle Herangehensweise auch mit einer bestimmten Erzählhaltung zu tun hat: Die Filme reichen über die blosse Repräsentation hinaus und machen es zu unserer Aufgabe, die Bilder auch zu lesen. «Park Lanes» wird als Installation gezeigt: ein Film über einen ganzen Arbeitstag in einer Fabrik, in der Zubehör für Bowlingbahnen hergestellt wird. Es ein achtstündiges Erlebnis in Echtzeit – zu sehen während der ganzen Festivaldauer jeweils von 16 bis 24 Uhr. Der Titel bezieht sich auf den Namen der Bowlingbahn, die Everson mit seiner Familie in seiner Heimatstadt Mansfield, Ohio, oft besucht hat. Der Künstler wird für Gespräche anwesend sein.

Nebst vielen weiteren, darunter auch Schweizer Künstler\*innen, kommt zudem der isländische Autor Sjórn nach Zürich, der etliche Songtexte für die Musikerin Björk geschrieben hat. Für das Festival hat er dreissig Werke ausgewählt, die das experimentelle Filmschaffen Islands abbilden sollen. Herausgekommen ist ein Programm mit Tilda Swinton im Vulkanfieber und Björk zwischen Maschinenliebe und Gletschermystik.

DIF



An ganz verschiedene Orte locken die Solothurner Literaturtage Lesebegeisterte mit ihrem vielfältigen Programm.

«Videoex», Fr, 22. bis So, 31. Mai, Kunstraum Walcheturm, Kanonengasse 20, Zürich. Everson ist während seiner Screenings anwesend. [videoex.ch](http://videoex.ch)

Lenzburg

«**Fotofestival Lenzburg 2026 - Forever Happy**», Sa, 9. Mai bis So, 7. Juni, Lenzburg, diverse Standorte (Stapferhaus u.a.), Aarau, Stadtmuseum, Baden, Merkareal, Eintritt unter 16 Jahren und Freiluftausstellungen gratis. [fotofestivallenzburg.ch](http://fotofestivallenzburg.ch)



Lenzburg, Aarau und dieses Jahr auch Baden werden zum Ausstellungsraum für zeitgenössische Fotografie. Unter dem Titel «Forever Happy» erkundet das Fotofestival das Glück. Und zwar als flüchtigen Moment, als gesellschaftliche Konstruktion und als Versprechen in einer von Konsum und Selbstoptimierung geprägten Welt. Auch Paolo Woods hat das Glück gesucht, auf der ganzen Welt. Und zwar in Pillenform. Der kanadisch-niederländische Fotograf reiste mit dem Schweizer Journalisten Arnaud Robert fünf Jahre lang um den Globus, von Niger bis in die USA, von der Schweiz bis in den Amazonas, auf der Suche nach «Happy Pills». Denn Glück, einst Domäne der Philosophie und des Glaubens, scheint heute weitgehend in der Hand der Pharmaindustrie zu liegen. Natürlich gibt es auch viele andere Werke zu sehen: von Bildern des legendären britischen Fotografen Martin Parr bis hin zu den Arbeiten von Anne Morgenstern, die auch für Surprise fotografiert.

**DIF**

Winterthur

«**Toto, Laura und die Stadtmusikant\*innen**», Theater, Mi, 13. Mai, 15 Uhr, Theater am Gleis, Untere Vogelsangstr. 3. [theater-am-gleis.ch](http://theater-am-gleis.ch) [teatrolata.ch](http://teatrolata.ch)



Toto, ein in die Jahre gekommener Weltenbummler, will gerade ein Konzert geben, als ihm jemand den Stecker zieht – Laura. Sie lebt auf der Strasse. Beide fühlen sich irgendwie ausrangiert. Niemand trägt mehr Bargeld mit sich rum, und Strassenmusiker\*innen ernsten nur noch ein müdes Lächeln. Auf der Bühne entwickelt sich eine

Geschichte über Toto und Laura, in die sich das Märchen der Bremer Stadtmusikanten mischt, die ihrerseits von niemandem mehr gebraucht werden. Ein Stück ab sechs Jahren, in dem es um die Leistungsgesellschaft und um Wohnungslosigkeit geht. Auch mit seinen anderen Stücken bringt das Teatro Lata aktuelle gesellschaftliche Themen auf die Bühne, verpackt für ein Kinderpublikum: In «Stoff» geht es um Überkonsum und in «Bon App!» um Lieferdienste, Apps und prekäre Arbeitsbedingungen. Ein Blick auf die Website lohnt sich.

**DIF**

Basel

«**Bildrausch Filmfest Basel**», Festival, Mi, 13. bis So, 17. Mai, Festivalzentrum Stadtkino Basel, Klostersgasse 5. [bildrausch-basel.ch](http://bildrausch-basel.ch)

«Mit Zuversicht, und du?», heisst das etwas eigenwillig formulierte Thema des diesjährigen Bildrausch-Festivals. Wo wird sie also gefunden, diese Zuversicht? Sie

taucht natürlich im Filmprogramm auf: In «D is for Distance» aus Finnland etwa, in dem die Eltern von Louis das Heranwachsen ihres Sohnes dokumentieren. Er ist von einer schweren Form von Epilepsie betroffen, die Eltern bahnen sich Wege durch das Labyrinth der Gesundheitsbürokratie. Ihr Motor: Hoffnung, Zuversicht. Die Hoffnung gehört ja zu einem klassischen Spannungsbogen. Schliesslich muss es auch mal bergauf gehen, damit man das Publikum bei der Stange hält. Über die Filme hinaus wird das Thema auch in zahlreichen Publikumsgesprächen verhandelt. Denn auch für kreative Prozesse und die Zukunft des Filmschaffens braucht es unerschütterliche Zuversicht.

**DIF**



Zürich

«**Swetlana Alexijewitsch: Tschornobyl**», Ausstellung, bis Mo, 25. Mai, Di bis Fr, 12 bis 18 Uhr, Do bis 22 Uhr, Sa/So 11 bis 17 Uhr, Strauhof, Augustinergasse 9. [strauhof.ch](http://strauhof.ch)

Am 26. April 1986 kommt es im Kernkraftwerk Tschornobyl (russ. Tschernobyl) in der damaligen Sowjetunion zur Kernschmelze, der Reaktor explodiert. Die belarussische Schriftstellerin Swetlana Alexijewitsch reiste Mitte der 1990er-Jahre zusammen mit der Kamerafrau Tatjana Loginowa in die kontaminierten Gebiete. Sie befragte Zeug\*innen, Rückkeh-



rer\*innen und Wissenschaftler\*innen und verdichtete die Gespräche zu insgesamt vierzig Monologen. Ihr auf Russisch verfasstes Buch «Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft» erschien 1997 und gilt als einflussreiche Auseinandersetzung mit der Reaktorkatastrophe und ihren Folgen. Die Ausstellung im Strauhof zeigt nun erstmals Videoaufnahmen der Interviews und zeichnet die Entstehung des Buchs nach. Alexijewitsch ist eine der wichtigsten Chronist\*innen der Sowjetunion und der Transformation nach 1991 sowie offene Kritikerin des belarussischen Regimes. Die mehrfach ausgezeichnete Autorin interessiert sich für staatlich tabuisierte und individuell schwer erzählbare Themen: Kriege, Katastrophen sowie politische und persönliche Umbrüche.

**DIF**

Stans

«**No time to lose**», Ausstellung, bis So, 1. Nov., Mi, 14 bis 20 Uhr, Do bis Sa, 14 bis 17 Uhr, So, 11 bis 17 Uhr, Salzmagazin, Stansstadterstrasse 23. [nidwaldner-museum.ch](http://nidwaldner-museum.ch)

«Von Stubeten, Dancings und Discos» heisst der Untertitel dieser Ausstellung, und dieser ist es auch, der uns interessiert: Er verspricht ein Stück Kulturgeschichte einer untergehenden Welt. Wir stellen uns unweigerlich wilde Samstagabende vor, die es so wohl nur in



abgelegenen Dörfern gab und auf die wir als Städter\*innen eine Jugend lang verzichten mussten. «No Time To Lose» erzählt die Geschichte der Tanzmusik im Kanton Nidwalden in den letzten 150 Jahren. Im Fokus stehen jene Orte, wo Menschen zusammenkamen, um Musik zu hören, zu tanzen, sich zu vergnügen: Wirtshäuser, Dancings, Discos, Festivals. Ausgehend von der Volksmusik um die Jahrhundertwende erfahren wir, wie der Jazz den Dancings modernes Flair verlieh und weshalb Discos wie das Happy Day in Wolfenschiessen zum Epizentrum des Innerschweizer Nachtlebens avancierten.

**DIF**



## Randnotizen

# Am Chuchitisch

Die wichtigsten Dinge meines Lebens sind in Küchen passiert. Ein Ort des Vertrauens. Man sitzt enger beisammen, erzählt Dinge nebenbei, während man etwas schneidet, umrührt, herumtüfelt. In Küchen lässt es sich gut denken, lesen, arbeiten, schweigen, aushalten, verhandeln, lieben, streiten und versöhnen. Sie sind das Herzstück einer Wohnung. Der Küchentisch ist eine Diskursbühne, auf der grosse und kleine Momente stattfinden und auf der sich zeigt, was Zusammenleben bedeutet.

Bücher haben mich ähnlich geprägt. Sie standen immer griffbereit, zwischen Dingen, die gerade erledigt werden mussten. Ich habe schon als Kind Bücher verschlungen. Das Abtauchen in andere Welten hat mich oft gerettet und mir Mut gemacht. Es hat mir versichert, dass die Welt zugänglich ist – fast egal, wer man ist und woher man kommt.

Ich sitze also in der Küche, als ich «Working Class Girl» von Katriona O'Sullivan aufschlage. Die ersten 46 Seiten sind schmerzhaft, und doch verfallende ich beinahe rauschhaft ihrer Erzählung. Wir erzählen ferne Geschichten von Menschen, die es «geschafft haben». O'Sullivans Buch erzählt eine solche Biografie. Aufgewachsen in extremer Armut in England, geprägt von Sucht, Gewalt und Unsicherheit, verlässt sie die Schule früh, wird jung Mutter, lebt zeitweise ohne festen Wohnort – und wird später Professorin.

Seit langem wird Armut stark individualisiert. Sinnbildlich dafür steht Margaret Thatchers Satz aus den 1980er-Jahren: «There is no such thing as society». Die Vorstellung, Lebenswege seien vor allem eine Frage persönlicher Verantwortung, prägt sozialpolitische Debatten bis heute und hält sich besonders hartnäckig in den Köpfen vieler.

«Working Class Girl» widerspricht dieser Idee eindrücklich. O'Sullivans Weg wurde nicht nur durch Willenskraft möglich, sondern auch durch Strukturen: finanzierte Programme,

Stipendien, Zugang zu Bildung, Institutionen mit niederschweligen Angeboten. Ebenso entscheidend waren zugewandte Lehrerinnen und Sozialarbeitende, die an sie glaubten. Wer den Sprung in ein anderes Milieu schafft, erlebt oft einen langen Prozess, den die Soziologie Habitus-Transformation nennt: die eigene Art zu sprechen, sich zu bewegen, sich zu zeigen, an neue Kontexte anzupassen. Das ist selten ein einfacher Wechsel. Man steht zwischen Welten, bricht immer wieder mit der eigenen Herkunft. Vertrautes verschwindet, Neues bleibt noch oberflächlich – und man fühlt sich dabei oft allein.

Auch in der Schweiz zeigt sich, wie stark Lebenswege von Strukturen abhängen. Das Bildungssystem gilt als durchlässig, Möglichkeiten seien vorhanden. Gleichzeitig zeigen Studien, dass Bildungswege weiterhin stark von der sozialen Herkunft geprägt sind (siehe auch Teil 2 unserer Serie zum Armutsmonitoring in Surprise 623/26). Nicht allen erscheinen alle Wege gleich selbstverständlich. Wer wenig finanzielle Sicherheit hat, entscheidet vorsichtiger, wenn ein Bildungsweg länger dauert und zunächst kein Einkommen bringt. Und nicht alle wachsen mit dem Wissen auf, welche Wege überhaupt möglich sind. Aufstieg verläuft selten gradlinig, oft braucht es mehrere Generationen, bis sich Einkommensarmut ausgleicht.

Es dämmt, und ich sitze immer noch am Chuchitisch und denke an ein Gespräch mit einem Klienten, der nach Jahren in schäbigen kleinen Zimmern zum ersten Mal eine Zweizimmerwohnung hat: schöner Altbau, Parkett, Südbalkon. Und eine grosse Küche. Sein wahres Glück. Dazu passt eine Zeile von Züri West: «Irgendeinisch fingt ds Glück eim, irgendwo an em ne Chuchitisch u plötzlech schmöckt's wieder wie daheim.»



**ADRIANA RUŽEK** ist Gassenarbeiterin in Basel. Sie glaubt an die Verlässlichkeit von Küchentischen – und daran, dass ein Mensch den Verlauf eines anderen Lebens verändern kann, indem er hinsieht, ermutigt und bleibt.

AB 500.- SIND  
SIE DABEI!

## Die 25 positiven Firmen

Unsere Vision ist eine solidarische und vielfältige Gesellschaft. Und wir suchen Mitstreiterinnen, um dies gemeinsam zu verwirklichen. Übernehmen Sie als Firma soziale Verantwortung.

Unsere positiven Firmen haben dies bereits getan, indem sie Surprise **mindestens 500 Franken** gespendet haben. Mit diesem Betrag unterstützen Sie Menschen in prekären Lebenssituationen dabei auf ihrem Weg in die Eigenständigkeit.

**Die Spielregeln:** 25 Firmen oder Institutionen werden in jeder Ausgabe des Surprise Strassenmagazins sowie auf unserer Webseite aufgelistet. Kommt ein neuer Spender hinzu, fällt jenes Unternehmen heraus, das am längsten dabei ist.

- 01 InhouseControl AG, Ettingen
- 02 Automation Partner AG, Rheinau
- 03 Zehnder Arbeitssicherheit, Zürich
- 04 Madlen Blösch, Geld & so, Basel
- 05 movaplan GmbH, Baden
- 06 Kaiser Software GmbH, Bern
- 07 Jocher Projekte GmbH, Rheinfelden
- 08 appius GmbH, Interims-Management
- 09 Gemeinnützige Frauen Aarau
- 10 Breite-Apotheke, Basel
- 11 Broki Sidewäg, Bern
- 12 Maya Recordings, Oberstammheim
- 13 AnyWeb AG, Zürich
- 14 Beat Vogel - Fundraising-Datenbanken, Zürich
- 15 Praxis Carry Widmer, Wettingen
- 16 hoopsforyu, jewelry
- 17 Zibsec Sicherheitsdienst, Zürich
- 18 Wullemmin Beratung, wullemmin-beratung.ch
- 19 Allrounder-GMVL Tom Koch, Bern
- 20 unterwegs GmbH, Aarau
- 21 Blumen & Kohl GmbH, Zehendermätteli
- 22 Praxis Dietke Becker, Männedorf
- 23 Boner Elektrohaus AG, Basel
- 24 Büro Dudler, Raum- und Verkehrsplanung, Biel
- 25 Infopower GmbH, Zürich

### Möchten Sie bei den positiven Firmen aufgelistet werden?

Mit einer Spende ab 500 Franken sind Sie dabei.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Surprise, 4051 Basel

Zahlungszweck: Positive Firma und Ihr gewünschter

Namenseintrag (max. 40 Zeichen inkl. Leerzeichen).

Sie erhalten von uns eine Bestätigung.

Kontakt: Clara Fasse

Team Marketing, Fundraising & Kommunikation

T +41 61 564 90 53 | marketing@surprise.ngo

# SURPLUS – DAS NOTWENDIGE EXTRA

Wie wichtig  
ist Ihnen Ihre  
Unabhängigkeit?

## Das Programm

Einige unserer Verkäufer\*innen leben fast ausschliesslich vom Heftverkauf und verzichten auf Sozialhilfe. Surprise bestärkt sie in ihrer Unabhängigkeit.

Mit dem Begleitprogramm SurPlus bieten wir ausgewählten Verkäufer\*innen zusätzliche Unterstützung. Sie erhalten ein Abonnement für den Nahverkehr, Ferienzuschlag und eine Grundausrüstung an Verkaufskleidung. Zudem können bei finanziellen Notlagen aber auch für Gesundheits- oder Weiterbildungskosten weitere Unterstützungsbeiträge ausgerichtet werden. Die Programmteilnehmer\*innen werden von den Sozialarbeiter\*innen bei Surprise eng begleitet.

## Eine von vielen Geschichten

Merima Menur kam 2016 zu Surprise – durch ihren Mann Negussie Weldai, der bereits in der Regionalstelle Bern arbeitete. Zuvor lebten sie fünf Jahre getrennt – er in der Schweiz, sie in Äthiopien. Einige Zeit nach ihrer Ankunft in der Schweiz begann Merima auch mit dem Verkauf des Surprise Strassenmagazins und besuchte einen Deutsch-Kurs, mit dem Ziel selbständiger zu werden und eine Anstellung zu finden. Dank Surplus besitzt Merima ein Libero-Abo für die Stadt Bern und kann somit leichter an ihren Verkaufsort reisen. Surplus gibt der 41-Jährigen ausserdem die Möglichkeit, sich einige bezahlte Ferientage zu gönnen.



Weitere Informationen gibt es unter:  
[surprise.ngo/surplus](https://surprise.ngo/surplus)

## Unterstützen Sie das SurPlus-Programm mit einer nachhaltigen Spende

Derzeit unterstützt Surprise 30 Verkäufer\*innen des Strassenmagazins mit dem SurPlus-Programm. Ihre Geschichten stellen wir Ihnen hier abwechselnd vor. Mit einer Spende von 6000 Franken ermöglichen Sie einer Person, ein Jahr lang am SurPlus-Programm teilzunehmen.

### Unterstützungsmöglichkeiten:

- 1 Jahr: 6000 Franken
- ½ Jahr: 3000 Franken
- ¼ Jahr: 1500 Franken
- 1 Monat: 500 Franken
- oder mit einem Beitrag Ihrer Wahl.

### Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3 | Vermerk: SurPlus

Oder Einzahlungsschein bestellen: T +41 61 564 90 90

[info@surprise.ngo](mailto:info@surprise.ngo) | [surprise.ngo/spenden](https://surprise.ngo/spenden)

Herzlichen Dank!



**SURPRISE  
WIRKT**

## Impressum

### Herausgeber

Surprise, Münzgasse 16  
CH-4051 Basel

### Geschäftsstelle Basel

T +41 61 564 90 90  
Mo-Fr 9-12 Uhr  
info@surprise.ngo,  
surprise.ngo

### Regionalstelle Zürich

Kanzleistrasse 107, 8004 Zürich  
T +41 44 242 72 11

### Regionalstelle Bern

Beundenfeldstrasse 57, 3013 Bern  
T +41 31 332 53 93  
M+41 79 389 78 02

### Soziale Stadtrundgänge

Basel: T +41 61 564 90 40  
rundgangbs@surprise.ngo  
Bern: T +41 31 558 53 91  
rundgangbe@surprise.ngo  
Zürich: T +41 44 242 72 14  
rundgangzh@surprise.ngo

### Anzeigenverkauf

Stefan Hostettler, 1to1 Media  
T +41 43 321 28 78  
M+41 79 797 94 10  
anzeigen@surprise.ngo

### Redaktion

Verantwortlich für diese Ausgabe:  
Sara Winter Sayilir (win)  
Esther Banz (eb), Diana Frei (dif),  
Klaus Petrus (kp), Lea Stuber (lea),  
T +41 61 564 90 70  
redaktion@strassenmagazin.ch  
leserbriefe@strassenmagazin.ch

### Ständige Mitarbeit

Rosmarie Anzenberger (Korrektorat),  
Simon Berginz, Monika Bettschen,  
Christina Baeriswyl, Maj Lisa Dörig,  
Hanna Fröhlich, Carlo Knöpfel,  
Yvonne Kunz, Fatima Moumouni,  
Adriana Ružek, Ralf Schlatter,  
William Stern, Priska Wenger,  
Christopher Zimmer

### Mitarbeitende dieser Ausgabe

Stella Hänsenberger, Heini Hassler,  
Anna Schmid

Wiedergabe von Artikeln und  
Bildern, auch auszugsweise, nur mit  
Genehmigung der Redaktion. Für  
unverlangte Zusendungen wird jede  
Haftung abgelehnt.

### Gestaltung und Bildredaktion

Bodara GmbH,  
Büro für Gebrauchsgrafik

### Druck

AVD Goldach

### Papier

Holmen TRND 2.0,  
70 g/m<sup>2</sup>, FSC®, ISO 14001, PEFC,  
EU Ecolabel, Reach

### Auflage

23100

### Abonnemente

CHF 250.-, 25 Ex./Jahr

**Helfen macht Freude,  
spenden Sie jetzt.**

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

## #622: Auferstehung

# «Eine Surprise mehr!»

Das Überraschende dieses Mal, wie sich diese Ausgabe vor dem Hintergrund der äusserst verstörenden Weltlage an Themen wagt, die zu mehr Lebensmut motivieren. Es sind darunter auch die «paar Geschichten rund ums Thema Auferstehung», welche neue, konstruktive Lebensgeister wecken. Ja, könnten doch ein Stück Trotz und Widerstand den Geistern, die die Mächtigen riefen, den Garaus machen! Der Befreiungstheologe Leonardo Boff rief einmal seine WARUM-Frage in die Arena jener, die in skeptischen Zeiten ihre Gebete formulieren: «Vater unser! / Wenn du im Himmel bist / und dein Name heilig ist, warum geschieht dann nicht dein Wille, / auf der Erde wie im Himmel? // Warum gibst du nicht allen / ihr tägliches Brot? // Warum vergibst du uns nicht unsere Fehler, / damit wir unsere Klagen vergessen? / Warum fallen wir noch in die Versuchung / zu hassen? // Wenn du im Himmel bist, unser Vater, warum befreist du uns nicht von dem Bösen, / damit wir dann sagen: Amen?»

STEPHAN SCHMID-KEISER, Niklausen LU

## #Stadtrundgänge Zürich: Dodo

# «Toll»

Super, emotional,  
einfühlsam, ein  
richtiger Blick hinter  
die Kulissen, toll!

YVONNE BURRI, Eglisau

## «Spezielle Infos hole ich mir, wenn ich es will»

Ich schätze Ihr Magazin und kaufe es seit Jahren, in letzter Zeit allerdings weniger. Es wird immer umfangreicher, die meisten Themen sind mir nicht neu, und eigentlich kaufe ich es, um die Verkäufer\*innen zu unterstützen und nicht um Abhandlungen – die ich jetzt nicht gesucht habe – zu lesen. Ich fände es besser, jeweils für 5 Franken eine kleinere Zeitung zu kaufen und damit diese Organisation zu unterstützen. Spezielle Infos hole ich mir, wenn und wann ich das will. Da Sie wohl andere Ziele verfolgen, werde ich das Blatt nicht mehr kaufen und dafür andere Institutionen unterstützen. Schade – warum muss alles immer grösser und teurer werden? Eine kleine, griffige Zeitung wäre doch auch was!

ANTONIA MARIA FEDERER-AEPLI, St. Gallen

## Anm. d. Red.

Der Umfang des Surprise ist seit vielen Jahren konstant, nur in Ausnahmefällen wie Feiertagen oder bei Jubiläumsausgaben sind es auch mal mehr als die üblichen 32 Seiten. Die Preiserhöhung im September 2023 war einmalig und nach mehr als zehn Jahren eine längst überfällige Lohnerhöhung für die Verkäufer\*innen. Dass die steigenden Lebenshaltungskosten und auch die schlechten Nachrichten vielen Menschen Mühe machen, dafür haben wir Verständnis.

## Ich möchte Surprise abonnieren

Das Abonnement ist für jene Personen gedacht, die **keinen Zugang** zum Hefverkauf auf der Strasse haben. Alle Preise inklusive Versandkosten.

### 25 Ausgaben zum Preis von CHF 250.- (Europa: CHF 305.-)

Reduziert CHF 175.- (Europa: CHF 213.50)

### Gönner\*innen-Abo für CHF 320.-

### Probe-Abo für CHF 40.- (Europa: CHF 50.-), 4 Ausgaben

Reduziert CHF 28.- (Europa: CHF 35.-)

### Halbjahres-Abo CHF 120.-, 12 Ausgaben

Reduziert CHF 84.-

Ⓛ Der reduzierte Tarif gilt für Menschen, die wenig Geld zur Verfügung haben. Es zählt die Selbsteinschätzung.

### Bestellen

Email: info@surprise.ngo  
Telefon: 061 564 90 90  
Post: Surprise, Münzgasse 16,  
CH-4051 Basel

### Online bestellen

surprise.ngo/strassenmagazin/abo



## «Ich habe Sehprobleme als Nebenwirkung»

«Als ich in die Schweiz kam, wollte ich sofort arbeiten. Ich war das so gewohnt, denn ich komme von einem Ort, an dem viel gearbeitet wird. Aber ich musste merken, dass es nicht so einfach ist. Damals hatte ich viele schlaflose Nächte, weil ich keinen Job fand. Dann, nach einem Jahr, begannen die Rückenschmerzen, und ich musste ins Spital. Durch Kollegen habe ich später Surprise kennengelernt. Ich verkaufe das Heft draussen auf der Strasse. Im Winter ist es wegen der Kälte nicht gut, da dies meiner Gesundheit schadet. Wegen der Rücken- und Muskelschmerzen kann ich weniger arbeiten. Dass ich dabei stehe, ist hingegen sehr gut für meinen Rücken. Wenn ich liegen oder sitzen muss, kommen sofort die Schmerzen. Manchmal mache ich dann einen Spaziergang. Für eine andere Arbeit habe ich keine Kraft. Ich kann keine schweren Sachen heben.

Mein Heimatort ist in Eritrea, vierzig Kilometer von der Hauptstadt Asmara entfernt, er heisst Dekemhare. Mein Vater hatte einen Kaffeeladen. Als Kinder mussten wir alle in unserem Garten arbeiten. Als Jugendlicher wurde ich ins Militär eingezogen. Allerdings haben sie mich nach ein paar Jahren wegen Untauglichkeit entlassen, da war ich Anfang dreissig. Inzwischen hatte sich unser Land die Unabhängigkeit erkämpft. Ich nahm bei einer Bank einen Kredit auf und kaufte mir damit einen Traktor, ich wollte Farmer werden. Ein paar Jahre später, 1998, begann jedoch ein neuer Krieg und ich hätte erneut Militärdienst leisten müssen, wie alle in unserem Land – als seien wir nur geboren, um in einem Krieg zu kämpfen und zu sterben. Also habe ich mich entschlossen, meine Frau und unsere sechs Kinder zurückzulassen und zu fliehen. Ich bin durch die Sahara über Libyen bis in die Schweiz geflüchtet. Von der Schweiz hatte ich schon in der Heimat gehört.

In Eritrea muss sich niemand um einen Job bewerben, die Arbeitgeber kommen auf die Leute zu. In der Schweiz ist es umgekehrt. Deshalb ist es sehr schwierig, wenn man hier neu ist. Als ich in der Schweiz ankam, wollte ich nicht nur meine Kinder in Eritrea unterstützen, sondern auch die Kinder meines Onkels, da sie ihre Eltern verloren haben. Inzwischen konnte ich meine Familie in die Schweiz holen. Sie mussten das Land illegal verlassen. Es war schrecklich, sie sind unterwegs Hyänen begegnet und mussten lange zu Fuss laufen, bis sie in Äthiopien waren.

Meinen Kindern geht es heute gut, sie machen alle eine Lehre oder haben diese schon abgeschlossen. Es ist schön, meine Familie hier zu haben, dafür bin ich sehr dankbar. Als die Kinder noch klein waren, wollte ich, dass sie Tigrinya lernen, die Sprache meines Heimat-



FOTO: BODARA

**Oqbe Mengs**, 61, stammt aus Eritrea, er verkauft Surprise in Wollishofen beim Migros und Coop Römerhof und möchte gerne mal Ferien machen, irgendwo an der Wärme.

landes. Heute können sie in ihrer Muttersprache sprechen, lesen und schreiben. Mir war wichtig, dass sie von ihrer Kultur etwas mitbekommen. Wir kochen zuhause auch eritreisch. Meine Frau arbeitet ebenfalls. Wir sehen uns dann alle wieder am Abend und essen zusammen. Ich bin auch in der Kirche in Wetzikon tätig.

Gegen meine Schmerzen muss ich jeden Tag 20 bis 23 Tabletten einnehmen. Wegen der Nebenwirkungen habe ich Sehprobleme bekommen. Lange Zeit habe ich viel fotografiert. Das kann ich aber heute nicht mehr machen wegen der Augen. Von der Invalidenversicherung kriege ich 500 Franken pro Monat, der Betrag geht direkt ans Sozialamt. Während fast zehn Jahren habe ich von 360 Franken im Monat gelebt. Momentan sind es 514 Franken, Miete und Krankenkasse werden mir zusätzlich bezahlt. Trotzdem ist das nicht viel. Ich würde so gerne mal in die Ferien gehen, an die Wärme. Der Arzt hat mir das empfohlen. Aber eben, mit diesem wenigen Geld ist das schwierig. Manchmal verkaufe ich Surprise bis über den Freibetrag von 500 Franken, dann bekomme ich jedoch die Sozialhilfe nicht. Trotzdem macht mich das glücklich. Wenn ich arbeiten kann, fühle ich mich unabhängig.»

Aufgezeichnet von **HANNA FRÖHLICH**

Der Verkauf des Strassenmagazins Surprise ist eine sehr niederschwellige Möglichkeit, einer Arbeit nachzugehen und den sozialen Anschluss wiederzufinden.



Ein Strassenmagazin kostet 8 Franken. Die Hälfte davon geht an den\*die Verkäufer\*in, die andere Hälfte an den Verein Surprise.

Alle Verkäufer\*innen tragen gut sichtbar einen Verkaufspass mit einer persönlichen Verkaufsnummer. Diese ist identisch mit der Nummer auf dem Magazin.

Das Heft erscheint alle 2 Wochen. Ältere Ausgaben werden nicht verkauft.



# **GESUCHT:** **DER FAN-SCHAL** **FÜR DIE NATI 2026!**

Surprise nimmt im Herbst 2026 mit zwei Strassenfussball-Nationalteams am Homeless World Cup in Mexiko teil: Mit Ihrem Schal im Gepäck? Wie in den Jahren zuvor überreichen unsere Spieler\*innen zum Handshake handgemachte Fanschals an die gegnerischen Teams. Machen Sie mit!

Der Schal sollte zirka 16 cm breit und 140 cm lang sein, Fransen haben und in Rot und Weiss gehalten sein. Gestrickt, gehäkelt, genäht: Alles geht!

**ACHTUNG,  
FERTIG,  
STRICKEN!**

Bitte schicken Sie den Schal bis spätestens Montag, 17. August 2026 an:  
Surprise Strassenfussball, Münzgasse 16, CH-4051 Basel



**SURPRISE  
WIRKT**